Herr Botte.

Ein

komischer Roman

aus dem Französischen.

Dritter und vierter Theil.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herr Botte.

Ein komischer Roman.

Drittes Bändchen.

Erstes Kapitel.

Herzlichkeit und Frohsinn folgten auf die ehrerbietige Stille, die in dem Tempel herrschte. Man gieng ohne Ordnung aus der Kirche, und Karl lief auf seine reizende Freundin zu. „Halt, sagte der Onkel, alles muß nach den Regeln des Wohlstandes abgethan werden. Mir kömmt es zu, dich der Fräulein von Arancey vorzustellen, und für dich um ihre Hand zu werben." . . — Ganz recht, lieber Onkel, aber ich kann doch. . . . — Was kannst du? Ihr so obenhin sagen: Fräulein, ich bin da, um Sie zu heirathen? Ei bewahre. Es gibt angenommene Gebräuche, aus denen ein Verliebter sich wenig machen kann, die ich aber nicht übertreten lassen werde. In das, was auf die Ehe Bezug hat, kan man nicht genug Würde legen, weil man diese Verbindung nie genug respektiren kann. Komm mit mir. Er nahm Karl bei der Hand, und gieng mit ihm auf Edmund zu. Eben wollte er förm-

lich seine Brautwerbung anfangen, als Edmund in dem Namen der Dorfbewohner sich an den Pfarrer wendete, und ihm alle Annehmlichkeiten anbot, die einen genügsamen Mann zufrieden stellen können.

„Will der auch eine Predigt halten? sagte Herr Botte hitzig. Jetzt hab' ich auf sechs Monate genug." Aber als er Edmund so einfach und rührend sich ausdrücken, als er ihn die reichlichen Geschenke aller Pfarrkinder anbieten, als er ihn als eine Gnade sich ausbitten hörte, daß man das Angebotene nicht ausschlagen möchte, als er den guten Pfarrer Thränen der Rührung vergiessen sah, da wurde er merklich besänftigter, und als Fräulein von Arancey mit bescheidener Anmuth ihre Bitten mit Edmunds Bitten vereinigte, als sie dem Pfarrer die Schlüssel des Schlosses überreichte, und ihn flehentlich bat, es zu bewohnen, da war Herr Botte seiner nicht mehr Meister. Er unterbrach die schöne, die achtungswürdige Sophie, indem er überlaut ausrief: „Sie hat sich also fest vorgenommen, alle mögliche Tugenden in sich zu vereinigen. Karl! wenn du sie nicht dein ganzes Leben lang anbetest, so hat dir die Natur kein Herz gegeben." Er umarmt Sophie, den Pfarrer, Edmund, alles, was da war. Bei dem Lärm, der durch diesen unvermutheten Einfall des Herrn Botte verursacht wurde, be-

merkte man nicht, daß Georges, erschüttert von seinen letzten Worten, mit gesenktem Kopfe und gefaltenen Händen sich entfernte. Unglücklicher! Kann Sophie, die dir so theuer ist, nicht anders glücklich seyn, als wenn sie dein Herz zerreißt? Sie selbst vermochte nicht, den Eindruck dieser letzten Worte auszuhalten. Ihre Knie bogen sich unter ihr zusammen, und sie mußte sich auf eine nahstehende Bank setzen.

Als nur noch einige alte Weiber zu umarmen waren, die schon hoften, daß die Reihe auch an sie kommen werde, hielt Herr Botte inne; es ward wieder ruhig, und der Pfarrer versuchte zu sprechen. Er war zu gerührt, um eine zusammenhängende Rede zu halten: er brachte nur Worte ohne Zusammenhang hervor; aber diese sowohl, als seine Gebährden drückten sein tiefes Gefühl besser aus, als alle Blumen der Redekunst, die er in seinen Predigten anwendete, hätten thun können. Er nahm die Anerbietungen seiner Beichtkinder an, und behielt sich nur vor, ihrer Großmuth Grenzen zu setzen, aber er schlug es rund aus, in dem Schlosse zu wohnen. „Zum Henker, Sie müssen dort wohnen, sagte Herr Botte. — Ich kann nicht, Herr Botte! — Und warum nicht? — Was würde man von einem Priester denken, der einen Pallast bewohnt, während der Tempel Gottes beinahe in Trümmern

liegt, und an den nöthigsten Dingen Mangel hat? — Ich werde Ihre Kirche wieder herstellen, ja, wenn es nöthig ist, wieder aufbauen, ich werde sie verschönern, und ihr diejenige Würde geben, die der Sache angemessen ist, wenn die Weisheit dort der Liebe einen Eid abnehmen soll, aber zum Henker, Sie müssen im Schloß logiren."

Wenn die Weisheit dort der Liebe den Eid abnehmen soll! wiederholte Fräulein von Arancey, und verlor den Gebrauch ihrer Sinne. Karl, der für seine Sophie zitterte, wurde recht ernstlich böse auf seinen Onkel. „Sie haben mir den Mund geschlossen, damit ich mich nach den hergebrachten Gebräuchen richten soll. Aber wollen die Gebräuche, daß man die Leute umbringt, indem man ihnen ohne Schonung eine so unerwartete Nachricht gibt? Ohne Vorbereitung, ohne." . .

— Du hast Recht, Herr Doktor. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Man muß die Todte wieder ins Leben zurückrufen. Nichte, liebe Nichte! die Zeit der Prüfungen ist vorbei. Kommen Sie wieder zu sich, öfnen Sie Ihre schönen Augen, heften Sie sie auf einen Onkel, der nur Ihr Glück versichern will."

Fräulein von Arancey ward in dem Dorfe angebetet, ein Freudengeschrei erhob sich von allen Seiten. Was das für ein Mann ist, sagte man, der unser Fräu-

lein verheirathet, und unsere Kirche herstellt! „Schon genug, sagte Herr Botte. Euer Geschwätz macht mir lange Weile. Ich stelle eure Kirche wieder her, weil ein Pfarrer, wie der Eurige, nicht in einer Scheuer Messe lesen soll; ich schlage der Fräulein von Arancey meinen Neffen zum Mann vor, weil sie ein wahrer Engel ist: also seyd ihr mir keinen Dank schuldig, und also laßt mich ungeschoren."

Beaumarchais sagt: das Gefühl der Freude hat niemals schädliche Folgen. Sophie kam wieder zu sich, schöner als jemals, und während man die Tische um den alten Ulmbaum setzte, führte Herr Botte den Vater Edmund und den Pfarrer auf eine kleine Anhöhe, und Sophie, nachlässig auf Karls Arm gestützt, ließ sich mit niedergeschlagenen Augen und einer hübschen Röthe auf dem Gesichte von dem Geliebten führen.

Herr Botte, der sich strenge an das Ceremoniel des alten Hofes hielt, wies auf die Anhöhe, und ladete Edmund ein, sich darauf zu setzen. „Nach Ihnen, gnädiger Herr, sagte Edmund." — Nein, mein Herr, Sie setzen sich, und ich werde stehend und mit entblößtem Haupte sprechen. — Aber gnädiger Herr. — Ei, zum Henker, so setzen Sie sich doch." Zugleich faßte er Edmund an beiden Schultern, und setzte ihn auf den Rasen nieder.

Vater Edmund schien erstaunt über diese Art von Höflichkeit. Herr Botte, den nichts aus der Fassung brachte, fuhr fort: „Mein Herr, Sie haben das Fräulein erzogen, Sie haben ihr Herz für die Tugend gebildet, Sie sind also ihr wahrer Vater. Ich begehre sie von Ihnen zur Frau für Karl Montemar, meinen Neffen. Ich gebe ihm eine jährliche Rente von zwölfhundert Louisd'or, nach meinem Tode erbt er den Rest meines Vermögens, auf den ich ihn so lange werde warten lassen, als ich kann, und am Tage der Hochzeit vergüte ich Ihnen das, was man Ihnen für den Kauf des Schlosses und des Meierhofs schuldig ist. Willigen Sie in mein Begehren? — Ach, gnädiger Herr, nur eine Seele, wie die Ihrige. . . . — Von meiner Seele ist jetzt nicht die Rede. Willigen Sie in mein Begehren? — Ach, nie werd' ich vergessen. . . . — Willigen Sie in mein Begehren? — Ja, gnädiger Herr, und das recht sehr gern. — Nun dann: Fräulein! ich kann Ihnen keine Pergamente vorzeigen, aber ich glaube, daß alle ehrliche Leute adelich sind, und daß nur das Laster gemein ist. Sie denken ohne Zweifel, wie ich, also nehmen Sie die Bewerbung meines Neffen an."

Die liebenswürdige Sophie wußte nicht, was sie thun sollte. Sie konnte glücklich, vollkommen glücklich

seyn, sie durfte es nur wollen. Herr Botte hielt sie bei der Hand, und erwartete ihr Jawort. Karl lag auf den Knieen vor ihr: er hatte ihre andre Hand gefaßt, und bedeckte sie mit Küssen; der Pfarrer, der hinter ihnen stand, richtete Augen und Hände zum Himmel, und sagte: Mein Gott, segne sie dermaleinst, wie ich sie in diesem Augenblick segne.

Das erste Gefühl der Fräulein von Arancey war das der Liebe, das zweite galt ihrem flüchtigen, herumirrenden, unglücklichen Vater, der keinen andern Trost hatte, als Vorurtheile, die durch ihre Ehe auf der empfindlichsten Seite angegriffen wurden: aber bald führte ihr Herz sie wieder zu dem Manne zurück, den sie liebte. Er war zu ihren Füssen, sie sah ihn in der Stellung eines Flehenden, und mit Reitzen geschmückt, welche die Begierde nach Liebe noch zu denen einer, an sich schon verführerischen, Gestalt hinzufügte. Es war ihr nicht möglich, ihm Kummer zu verursachen; sie konnte sich nicht entschliessen, ihn unglücklich zu machen, und doch hielten ihre Grundsätze eine Einwilligung auf, die zu geben sie vor Begierde brannte.

Herr Botte fieng an, die Stirne zu runzeln, Karl wurde dringender, Vater Edmund sprach seiner Fräulein zu, und ermahnte sie, zu antworten. Gezwun-

gen, das Stillschweigen zu brechen, wiederholte sie die Einwürfe, mit denen ihr Liebhaber seinen Onkel in dem Wagen unterhalten hatte. Sie stockte, sie drückte sich nur schwach aus, ihre Augen widersprachen ihrem Munde. Herr Botte war aber darum nicht weniger über einen Widerstand misvergnügt, den er doch erwartet hatte. Auf eine ziemlich garstige Verzuckung des Gesichts folgten auffahrende Worte, dringende Vorstellungen, Zorn und flehentliche Bitten. Die schüchterne Sophie antwortete nichts; sie weinte, und sah ihren Karl an.

Zum Henker, Pfarrer! rief Herr Botte aus: können Sie nichts, als die Leute segnen? Es ist doch seltsam, daß Sie bei einer solchen Gelegenheit schweigen. Mich betrachtet man als einen bei der Sache interessirten Theil, und hält meine Gründe für übel. Aber Sie, die Sie neutral bei der Sache, die Sie der Mann Aller, die Sie allgemein geachtet sind, gebrauchen Sie doch Ihren Einfluß. Sprechen Sie doch, wenn ich bitten darf, und sprechen Sie vernünftig.

Der gute Pfarrer mischte sich nie in Familienangelegenheiten, als wenn er dazu aufgefordert wurde; aber er besaß, so gut als ein andrer, seine kleine Portion Eigenliebe, und es schmeichelte ihm, daß er einen Widerstand besiegen sollte, der zwar nach seinem

Urtheil nur der Form halber geleistet wurde, den aber weder Herr Botte noch selbst der begünstigte Geliebte hatten besiegen können. Er wiederholte sehr ernsthaft einen Theil der Gründe des lieben Onkels, weil sie in der That triftig waren. Er hielt der Fräulein von Arancey die Nothwendigkeit vor, ihr Vermögen wieder emporzubringen, damit sie es ihrem Vater anbieten könne, im Fall er nach Frankreich zurückkehren würde. Er stellte ihr vor, wie süß es sey, alles von dem Manne erhalten zu haben, den man vor allen liebe. Er sagte, daß eine blose Unregelmäsigkeit in der Form so reelle Vortheile nicht aufwiegen könne, und daß, weil man die Einwilligung ihres Vaters nicht haben könne, man sich natürlich mit der Einwilligung des Mannes begnügen müsse, der seine Stelle so würdig vertreten habe. Er versicherte feierlich, daß er in diesem Verfahren nichts finde, was Gott und Menschen zuwider seyn könnte. Er fügte hinzu, daß das Unglück wahrscheinlich die Ideen des Herrn von Arancey über den Adel verändert hätte, daß er eine völlig annehmliche Verbindung billigen würde; endlich gab er zu verstehen, daß seine lange Abwesenheit und das gänzliche Ausbleiben aller seiner Briefe eine viel stärkere Ursache haben könnte, als man bisher geglaubt habe, und schloß mit der Bemerkung, daß, so schätz-

bar auch das Andenken eines Todten sey, man ihm doch nicht das Glück seines ganzen Lebens aufopfern dürfe.

Sophie war zu vernünftig, und — was hier am meisten entschied — liebte zu zärtlich, als daß sie nicht dieser Meinung hätte beitreten sollen. Sie schien erschüttert, aber sie sprach nicht, und Herr Botte gerieth in Zorn.

Vater Edmund stand nun auf, und sagte: Fräulein! mein Herz, mein kleines Vermögen, meine Sorgfalt habe ich mit Ihnen getheilt, und dafür haben Sie mich Vater genannt. Zum ersten=, zum letztenmal übe ich die Autorität eines Vaters über Sie aus: gehorchen Sie, ich befehle es Ihnen.

Sophie blickte Karln mit einem sanften Lächeln an, küßte ihn auf die Stirne, und sagte zu ihm: Sie sollen mein Gemahl werden.

Bei diesen Worten machte Herr Botte einen Sprung vor Freude, die nun plötzlich an die Stelle der Besorgnisse und einer sehr merklichen übeln Laune getreten war, das heißt, er sprang so hoch, als der starke Umfang eines Körpers, den die Natur nicht zum Luftspringer bestimmt hatte, es erlauben wollte; und da der liebe Onkel an dergleichen Sprünge nicht gewöhnt war, und sich bei diesem kein Augenmaas genommen

hatte, so fiel er der Länge nach auf die Beine Karls, der eben andächtig vor seiner Göttin kniete, und ihr sein Entzücken und seine Dankbarkeit ausdrückte. Der Pfarrer, der Herrn Botte zurückhalten will, wird in seinem Fall nachgezogen, und verwickelt sich in die langen Schösse von Edmunds Kleid, der Alte konnte sich auch nicht mehr halten, und fällt auf den Pfarrer, dieser auf Herrn Botte, und dieser auf Karln, der sich unglaubliche Mühe gab, um zu verhindern, daß nicht Alle auf Fräulein von Arancey fielen.

Sophie konnte nicht aufstehen, und war dem Ersticken nahe. Sie stieß mit allen ihren kleinen Kräften Herrn Botte von sich, der über seinem Neffen lag, und stützte auf seinem dicken Gesichte ihre weissen Händchen, die der liebe Onkel, ohne sich um seine Lage zu bekümmern, mit großer Begierde küßte.

Da Niemand verwundet war, so lachte Alles überlaut; aber weil Vater Edmund zu oberst lag, und ganz und gar nicht flink auf den Beinen war, konnte keiner aufstehen. Da die Landleute nicht weit entfernt waren, und man auf dem Lande so neugierig ist, als anderswo, so liefen sie herbei, um zu sehen, was diese Herren hätte bewegen können, eine solche Pyramide zu machen, und da die Neugierde zuweilen nützlich ist,

so wurden der Pfarrer, Edmund und Herr Botte schnell wieder auf die Beine gebracht.

Karl gab seiner reitzenden Braut die Hand, und man gieng munter und lustig zu dem ländlichen Mahl, als man bemerkte, daß Herr Botte in dem Gedränge seine Perücke verloren hatte. Der liebe Onkel war in einer seiner guten Launen, welche die, die um ihn waren, gar leicht zählen konnten, weil sie eben nicht häufig vorkamen; aber er wurde sogleich ernsthaft, als er bedachte, daß man bei einem öffentlichen Fest sich nicht gut ausnimmt, wenn man so kahl wie ein Chorknabe aussieht. Er sieht um sich, und sucht in allen Augen zu lesen, wer der unzeitige Spaßmacher sey, der ihm seine Perücke versteckt hat. Die Bauern, die ihn erriethen, versicherten ihre Unschuld, und suchen überall den ehrwürdigen Hauptschmuck, der sich nirgends finden wollte.

Herr Botte runzelte die Augbraunen, und brummte schon zwischen den Zähnen, als er seinen Dieb entdeckte. Die Perücke war weiß gepudert, und mit einer vortreflichen Pomade überzogen; ein Schäfershund hatte sie sich zu eigen gemacht, und zerbiß sie ruhig, in Erwartung der Schinken und der Hühnerviertel, die er noch zu erhalten hofte.

Wüthend reißt Herr Botte einem Bauer einen

großen Dornenstock aus der Hand, und versetzt damit dem Hund einen schröcklichen Streich über den Rücken. Die Hunde, wie die Mönche, sehen es bekanntlich nicht gern, daß man sie bei der Mahlzeit stört. Der Hund springt also auf Herrn Botte los, der glücklicherweise einen Seitensprung macht, und mit dem Verlust des Hintertheils seines Kleids und eines Stücks seiner Beinkleider davonkommt, welche Beute der Hund triumphirend davonträgt.

Herrn Botte's Hemd hieng nun hinten frei in der Luft. Jetzt machte ihm nicht mehr sein geschorner Kopf, sondern die unwillkührliche Verletzung der öffentlichen Sitten zu schaffen. Sein Hut, den er mit beiden Händen auf den entblößten Theil hielt, war nicht hinreichend, um einen der dicksten Hintern zu bedecken, und er hatte nur die Wahl, welche Hälfte er den Augen des Publikums preisgeben wollte. Er tobte, er fluchte, und begegnete Edmunden, dem Pfarrer und seinem Neffen, die sich um ihn stellten, auf das härteste. Auf einmal stieß er ein fürchterliches Geschrei aus, und verzerrte das Gesicht auf eine Art, daß Alles hätte davonlaufen mögen. Eine verdammte Wespe, durch das frische Fleisch herbeigezogen, hatte sich längs des Rückgrads hinaufgeschlichen, und setzte dem Schulterblatt des Herrn Botte so arg zu, als der

Hund der Perücke zugesetzt hatte. Herr Botte wirft sich auf die Erde, wälzt sich im Gras unter unaufhörlichem Geschrei, erdrückt seinen Feind, und leidet doch noch die heftigsten Schmerzen.

Nicht achtend, was ihm begegnen könnte, näherte sich Karl seinem Onkel, über dessen Zustand er in der That große Unruhe fühlte, und wollte ihn auskleiden. Herr Botte sprang auf, fluchte, tobte, und, immer den Hut auf dem Hintern, sprang im stärksten Trab nach dem Pachthof. Edmund folgte ihm so rasch nach, als es ihm sein Alter gestattete, und der Geistliche, der ein wenig Medizin verstand, folgte ihm von weitem, um gegen alle Ereignisse gesichert zu seyn, denn er hielt den lieben Onkel für rasend.

Fräulein von Arancey hätte gar zu gerne dem Mann, dem sie ihr Glück verdankte, einen Dienst leisten wollen. Die Theilnahme, die er ihr einflößte, trieb sie einen Schritt vorwärts, die Sittsamkeit aber zwei Schritte rückwärts. Sie wendete sich endlich an zwei Weiber, die schon zum wenigsten seit fünfzehn Jahren zu keinem von beiden Geschlechtern mehr gehörten. Aber diese waren empfindlich darüber, daß Herr Botte sie nicht auch umarmt hatte, und rückten nicht von der Stelle.

Der Patient war auf seinem Marsch nach dem

Meierhof etwas ruhiger geworden; er erklärte die Ursache seines Geschrei's und seiner konvulsivischen Bewegungen, und der gute Pfarrer, der nun wieder Herz faßte, versicherte, daß er den Stachel herausziehen, und der Schmerz dann gleich aufhören würde.

In der That fand sich Herr Botte, als die Operation vorbei war, sehr erleichtert. Aber er bemerkte, daß er keineswegs in einem Aufzug sey, in welchem er sich vor den Leuten sehen lassen könne; er betheuerte, daß er auf dem Meierhof speisen würde, und forderte sehr gebieterisch, daß Edmund sogleich den Pfarrer wieder zu dem Feste zurückführen sollte. Sein Befehl war durch zwei Gründe unterstützt, erstens, weil ein kaltes Mittagessen nichts taugt; zweitens, weil ein Hund und eine Wespe nicht ein ganzes Dorf zum Fasten bringen sollen. Vater Edmund suchte zum zweitenmal in dem nußbaumenen Schrank eine Bedeckung des Leibes für Herrn Botte; der Pfarrer behauptete, daß das glänzendste Fest einen Menschen nicht abhalten dürfe, einem andern Hülfe zu leisten, und er wollte den Stich mit Weinessig reiben; aber Herr Botte nahm die Flasche, warf sie in die andere Ecke des Zimmers, und forderte eben mit derben Flüchen seinen Arzt auf, sich ohne Widerrede unter den großen Ulmbaum zu

begeben, als Karl auf einem Tische einen Brief fand, der an den alten Edmund adressirt war.

Der gute Edmund nimmt den Brief, und erkennt mit Erstaunen die Handschrift seines Sohns Georg, der verschwunden war, ohne daß ein Mensch es gemerkt hatte. Das Siegel wird erbrochen; der unglückliche Vater liest einige Linien, und läßt den Brief mit dem Ausruf fallen: Ich habe keinen Sohn mehr!

Herr Botte erboost sich über das Glück, so oft er Unglückliche sieht. Er vergißt den Pfarrer, er vergißt das Fest, er vergißt, daß er keine Beinkleider hat, hebt den Brief auf, und liest ihn.

Mein Vater!

„Ich konnte unser Fräulein lieben, so heftig, als man lieben kann, und doch schweigen, aber ich kann nicht Augenzeuge von dem Glück eines andern seyn. Ich reise ab. Verzeihen Sie, guter Vater, daß ich Sie in Ihrem Alter verlasse. Aber ich mußte entweder auf dem Meierhof sterben, oder in der Ferne leiden, und in beiden Fällen war Ihr Sohn für Sie verloren.

Entziehen Sie mir — auf den Knieen bitte ich Sie darum — den Segen nicht, den Sie so oft über mich aussprachen. Georges ehrt, Georges liebt Sie immer, aber er k o n n t e nicht bleiben."

Nun soll man noch Kinder machen, sagte Herr

Botte. Ich, beim Teufel! niemals. Die Schurken, die Schurken! so sind sie alle. Armer, armer Vater, setzte er hinzu, indem er neben Edmund sich stellte, und liebevoll seine Hände drückte. Gott hat mir ihn gegeben, sagte weinend der Alte, Gott hat mir ihn genommen. Sein heiliger Name sey gelobet! Er wird ihn Ihnen wieder geben, versetzte der Pfarrer; gewiß, Er gibt ihn Ihnen wieder. Ihr Leben war nur eine Reihe in Friede und Unschuld verlebter Tage, und der Ewige stellt seine Heiligen gern auf die Probe. — Wenn ich meinen Sohn einen Augenblick, nur einen Augenblick wieder sehen, ihn noch einmal umarmen könnte, ich würde sterben, indem ich den Herrn, meinen Gott, priese.

Ich weiß nicht, versetzte Herr Botte, was der Herr, unser Gott, aus Ihrem Sohne machen will, aber ich weiß, daß ich nichts sparen darf, um ihn Ihnen wieder zu geben, und ich werde keine Ruhe haben, bis er wieder bei Ihnen ist. Du, junger Herr, dessen Liebschaften die Ruhe der Familien stören, laß die Pferde an den Wagen spannen. — Bin ich daran schuld, Onkel? . . . — Nicht wahr, ich? Die Pferde an den Wagen! — Werden Sie mich für George's Unglück verantwortlich machen? — Du bist an allem schuld, an dreissig Reisen zum wenigsten, die ich auf

den Pachthof machen mußte, an der nach der Normandie, wohin ich eilen mußte, um zu verhindern, daß du dich nicht ersäufst, an meinem Fall in den Sumpf mit dem armen Horeau, an dem impertinenten und unsinnigen Geschwätz der Dorfkomödianten, an meinem unglücklichen Gefecht mit dem Hund und der Wespe, endlich an der Verzweiflung eines jungen Menschen und seines Vaters. Das alles wäre nicht geschehen, wenn du dir nicht hättest einfallen lassen, dich zu verlieben. Zum leztenmal: die Pferde an den Wagen. — In allem Ernst, mein Onkel, Sie reisen ab? — Unverzüglich. Ich habe viel Vertrauen auf die Vorsicht, aber was auch Edmund und sein Pfarrer sagen mögen, es ist gut, wenn man ihr ein wenig zu Hülfe kommt. — Und Fräulein von Arancey? — Wirf deinen Blick auf diesen Greisen, und wanke noch, wenn du kannst. Wer nur sein persönliches Glück in der menschlichen Gesellschaft sucht, darf auch von ihr nichts erwarten. — Wenigstens ein Lebewohl, Onkel, ein Wort, und ich folge Ihnen. Ohne Antwort abzuwarten, läuft Karl davon, und ist schon sehr weit.

Wo wollen Sie hin? sagte der Pfarrer zu Herrn Botte, der seinem Neffen nachtrabte. — Ich laufe dem Burschen nach, bring ihn zurück, werf ihn in meine Chaise, und schicke ihn in die eine Hälfte der

Pariser Kanzleien, während ich die andere belagere. — Angenommen, daß Ihre Schritte den besten Erfolg haben, was werden Sie thun? — Ich nehme Georges in Verwahrung, werfe ihm vor, wie verlassen er einen Vater zurück lasse, belebe seinen Muth wieder, fache das Feuer der kindlichen Liebe wieder an, und bringe ihn zu den Füssen seines Vaters wieder zurück. — Er schreibt, daß er hier sterben würde. — Possen. — Sie kennen ihn nicht. — Ei, Pfarrer, alle Menschen sind so ziemlich von Einem Schlag. Man leidet, man tröstet sich, man stirbt nicht davon. — Aber.... — Still, mein Entschluß ist fest.

Der Pfarrer, der immer ruhig und besonnen war, bemerkte, daß es auf eine Viertelstunde mehr oder weniger unter den gegenwärtigen Umständen nicht ankomme, und daß es wenigstens gut wäre, sich vorher zu bedenken, eh man handelte. Herr Botte hörte nicht darauf. Der Pfarrer wollte erst überlegen, der liebe Onkel behauptete, daß man sich nie täusche, wenn man dem ersten Eindruck seines Herzens folge. Vater Edmund, der weit mehr Vertrauen auf seinen Pfarrer als auf Herrn Botte hatte, bat den lieben Onkel flehentlich, den Pfarrer anzuhören. So reden Sie doch, rief der Starrkopf, weil ich Sie anhören soll.

Der Geistliche stellte vor, daß Georges immer Hoch-

achtung und zärtliche Liebe für seinen Vater gefühlt und bewiesen habe, daß folglich nur eine unüberwindliche Leidenschaft ihn hätte bestimmen können, das Land zu verlassen. Er hielt dafür, daß nur die Entfernung ein hitziges Fieber heilen könne, das alle Gegenstände auf dem Maierhof, wo Georges keinen Schritt thun könne, ohne auf herzzerreissende Erinnerungen zu stossen, nur verstärken und unterhalten würden. Er setzte hinzu, daß die stärkste Gesundheit endlich den heftigen Schlägen eines Herzens unterliege, das um so stärker angegriffen seye, als es die erste Liebe fühle, und noch die Folge des Zwanges verspüre, den Georges sich angethan hatte, um diese seine Liebe zu verschweigen. Er schloß damit, daß er Herrn Botte einlud, den Zufluchtsort, den der junge Mensch wählen würde, zu entdecken, und ihn durch eine sichere Person beobachten zu lassen, die insgeheim für alle seine Bedürfnisse sorge, und seinem Vater Nachrichten von ihm gebe.

Herr Botte war lebhaft und hartnäckig; nur unter Zanken ergab er sich, aber er ergab sich doch. Er billigte endlich die Ansicht des Pfarrers, zur großen Zufriedenheit des unglücklichen Vaters, und man redete ruhig von der Heirath der Fräulein von Arancey.

„Ach, mein armer Sohn, sagte der Vater, wie übel that er nicht, daß er seine Augen bis zu der

Fräulein aufzuheben wagte." — Und auf wen sollte der sie richten? Auf eine H—? — Aber, daß er es wagte, sie zu lieben! — Ei, wie konnte er sich davor schützen? Wir würden sie auch lieben, wenn wir erst zwanzig Jahre alt wären. — Aber der Respekt — Georges hat ihn nicht überschritten. — Wie, dieser Brief. . . — Dieser Brief ist nicht an Fräulein von Arancey adressirt. — Möchte sie doch nicht erfahren, daß mein Sohn ihn geschrieben hat! — Sie wird ihn sehen. Eine tugendhafte Liebe, eine Liebe, der man sich aufopfert, kann ein Frauenzimmer nicht beleidigen. Sie gibt Ansprüche auf ihr Mitleiden. — Ums Himmels willen, gnädiger Herr. . . — Ich werde meinen Neffen nicht durch Betrug glücklich machen. Fräulein von Arancey soll erfahren, wie unglücklich sie Georges gemacht hat. Sie soll wissen, daß sie es ist, die ihn seinem Vater entzieht. . . . Sie soll den Brief lesen, und den Ausspruch thun.

— Noch ein Wort, sagte der Pfarrer. — „Ei, Pfarrer, Sie misbrauchen meine Geduld. Es war so eben von Edmunds Interessen die Rede, und ich mußte seinem Willen nachgeben; jetzt ist von einer Delikatesse die Rede, die ich selbst zu beobachten habe, und wahrhaftig in dieser Rücksicht habe ich niemands Rath

vonnöthen: Fräulein von Arancey soll den Brief lesen."

Karl war der kalten Berechnungen unfähig, die der Mensch, der nur Begierden fühlt, oft mit Erfolg anwendet. Die Liebe zu Sophien machte ihn blind; er sah die Würkung nicht voraus, die die Nachricht von Georg's Flucht auf sie haben würde. Er sprach mit ihr davon, wie ein Mensch, der von Edmunds Unglück eben so gerührt, als über die Lebhaftigkeit eines Onkels niedergeschlagen ist, welcher ihn plötzlich dem, was ihm auf Erden das liebste ist, entreissen will. Sophie, die eben so gut und gefühlvoll, als er war, und die jetzt über ein Geheimniß Aufschluß erhalten hatte, welches sie bisher blos aus Bescheidenheit nicht durchdrang, vergaß Georg's Zudringlichkeiten, und sah in ihm nur den unglücklichen Freund.

Die Einwohner warteten auf ihren Pfarrer und den alten Edmund. Sie standen um die Tische herum, wo noch niemand Platz zu nehmen wagte, und tranken von Zeit zu Zeit ein Paar Gläser Wein, um sich munter zu erhalten. Karls Traurigkeit und Sophiens Schmerz fiel den guten Leuten sehr auf; die unglückliche Begebenheit wurde sogleich ruchbar. Da auf dem Lande, und besonders in diesem Dorfe, keinem ein Unglück zustößt, das nicht alle andre ebenfalls fühlen,

so vergaß man, daß der Rest des Tages der Freude geweiht seyn sollte. Ohne alle Verabredung ergriffen Männer, Weiber und Kinder den Weg nach dem Meierhof. Unterwegs herrschte ein tiefes Stillschweigen, alle Gesichter verdüsterten sich, und aus dem Tag der Freude war nun ein Tag der Trauer geworden.

Sophie, auf Karls Arm gelehnt, war in tiefen Gedanken versunken. Ihr Geliebter errieth alles, was sie dachte, und zitterte.

Man kam in dem Meierhof an. Die Alten näherten sich dem unglücklichen Vater, und weinten mit ihm. Die Kinder, die man gewöhnt hatte, ihn zu ehren, liebkosten ihn. Die Frauenzimmer haben überall einen scharfen Sinn für das Schickliche. Die Mütter wollten die Kinder entfernen, die Edmund nur an seinen Verlust erinnerten. Es war zu spät: der würdige Greis hatte sie schon wahrgenommen. „Ihr seyd noch Väter, sagte er zu seinen Freunden, und ich . . . . und ich. . ." Er trocknete seine Thränen, öfnete seine Bibel, las ein Kapitel aus Hiob, und unterwarf sich dem Willen des Herrn.

Jedermann hörte ihm andächtig zu. Selbst Herr Botte schwieg: aber — unfähig, seine Grundsätze oder

seine Meinungen zu verändern, übergab er Georg's Brief der Fräulein von Arancey.

Das gute Mädchen benetzte ihn mit ihren Thränen, und sank zu Edmund's Füssen. Verzeihung, sagte sie, Verzeihung, mein ehrwürdiger Vater: Sie haben mich dem Elend entrissen, Sie haben Ihr Herz zwischen Ihrem Sohn und mir getheilt, Sie haben mir Geschmack an der Tugend, mit der Sie so vertraut sind, eingeflößt, und zum Lohn für Ihre Wohlthaten verbittere ich Ihre letzten Tage. Verzeihung, Vater, Verzeihung! Der Alte hob sie auf, drückte sie an sein Herz, und ihre Thränen vermischten sich.

Nein, rief Sophie aus, nein, ich kann nicht glücklich seyn, so lang meine Wohlthäter leiden. Ich liebe Karl, so stark als man lieben kann, ich hab' es ihm, seinem Onkel und Edmunden gesagt, und ich könnte es vor der ganzen Welt wiederholen. Aber ich bin nicht fähig, diesen unglücklichen Greis zu verlassen. Karl! mein Freund! noch ein Opfer. Du wirst es nicht billigen, aber mein Gewissen sagt mir, daß es unumgänglich nothwendig ist. . . . Wir wollen es bringen, Karl! es muß seyn, ich bitte dich darum, ich will es, ich befehle es. Schwöre mit mir. . . — Halt ein, schrie der junge Mann, führe keine ewige Scheidewand zwischen uns auf, vollende nicht den ver-

wegenen Schwur. Laß sie, versetzte der Onkel mit Standhaftigkeit. Sie folgt der Stimme einer Pflicht, die älter ist, als deine Rechte. Ich bewundere sie, habe du die Stärke, ihr nachzuahmen.

Nein, meine Tochter, nein, sagte Edmund, ich nehme ein Opfer nicht an, das Ihnen das Glück Ihres ganzen Lebens kosten würde. Jephte opferte seine Tochter auf, aber er bereute es. Gott wird mir Kraft geben, mein Schicksal zu ertragen. Erfüllen Sie Ihre Bestimmung, mein Kind, seyn Sie glücklich, und glauben Sie aus Achtung für mich, daß ich das, was ich für Sie that, mir nicht, am wenigsten um einen so theuren Preis, bezahlen lasse.

Würdiger Greis, himmlisches Mädchen! sagte Herr Botte. Mein armer Karl, welchen Schatz verlierst du da. Er hat nichts verloren, gnädiger Herr, versetzte Edmund, und legte Karls und Sophiens Hände in einander.

Ein großes Beispiel reißt uns dahin, und läßt uns unser theuerstes Interesse vergessen. Unglücklicher Weise ist dieser edle Enthusiasmus nicht von Dauer: unsre Schwäche erlaubt das nicht. Karl, den die Reden seines Onkels im Zaum hielten, und der anfänglich sich scheute, der Tugend kein Opfer bringen zu wollen, da alle andre dafür gestimmt waren, dachte jetzt an den

unersetzlichen Verlust, den er erleiden sollte. Er getraute sich nicht, ein Wort zu sprechen; aber er betrachtete Edmund mit einem so dankbaren Blick, seine großen Augen, die er nun auf Sophie und seinen Onkel richtete, waren so flehend! . .

Fräulein von Arancey war zu weit vorangegangen, um zurücktreten zu können; aber sie ließ ihre Hand da, wo Vater Edmund sie hingelegt hatte. Herr Botte verfluchte im Stillen seine vorlauten Reden und seine stoische Härte, und er würde unfehlbar den guten Greis umarmt und ihm gedankt haben, wenn das mit den hohen Gesinnungen sich vertragen könnte, die er so eben feierlich ausgedrückt hatte. Der unglückliche Vater selbst fieng an, zu fühlen, in welcher Abgeschiedenheit er leben, und wie leer ihm die Welt scheinen müßte, wenn er auf einmal seine zwei Kinder verlöre. Kurz, jedes hatte sich, wie es oft geschieht, vielleicht nur um bewundert zu werden, großmüthig gezeigt, und jetzt, wie es immer geht, fieng Jedes an, der Stimme seines persönlichen Interesse Gehör zu geben.

Der Pfarrer, den sein Stand überlegter oder zurückhaltender machte, hatte sich nicht beeilt, zum Wort zu kommen. Er hatte Zeit gehabt, seine Meinung reiflich zu überlegen, und konnte jetzt sie geltend machen, ohne daß man ihn einer Veränderlichkeit in den

Grundsätzen beschuldigen konnte. Er kannte das menschliche Herz, und errieth mit leichter Mühe die Verlegenheit, in der sich die Hauptakteurs befanden. Sie daraus zu ziehen, hieß ihnen einen ausgezeichneten Dienst thun, und das that der brave Pfarrer.

Fräulein, sagte er zu Sophien, Sie glaubten, die stärksten Gründe zu haben, um die Hand des Herrn Montemar nicht anzunehmen. Die Vorurtheile Ihres Herrn Vaters würden noch weit mächtiger sich dagegen auflehnen, wenn Sie Georges wählten, einen allerdings schätzbaren jungen Mann, der aber nichts hat, was ihm die Achtung der Weltleute verschaffen könnte. Ueberdis, mein Fräulein, fühlen Sie für Georges nur Freundschaft, für diesen Herrn aber heftige Liebe. Die Vorsicht bestimmt ihn Ihnen, und unglücklich sind die Frauenzimmer, die sich ihren Absichten widersetzen. Meiner Treu! rief Herr Botte aus, ich glaube, der Pfarrer ist viel gescheider als wir alle. O, ganz gewiß, sagte Karl sehr lebhaft. Aber, fuhr die gefühlvolle Sophie halb laut und mit niedergeschlagenen Augen fort, ich habe auch nicht den Vorsatz, Georges zu heirathen. — Was liegt alsdann daran, ob Sie die Gemahlin eines andern sind, oder nicht, wenn nur Edmunds Sohn nicht Zeuge einer Verbindung ist, die ihn sein Unglück lebhafter fühlen liesse. — Aber, ant-

wortete Sophie, ich . . . ich . . . — Sie wollen, unterbrach sie der Pfarrer, diesen guten Vater nicht in seinem Kummer verlassen. — Nein, ich will es nicht, ich darf es nicht! — Nun, Fräulein, so lassen Sie Herrn Botte handeln. Man braucht ihm keinen Rath zu geben, wenn er Gutes thun kann. — Ei, was für eine verfluchte Sucht habt ihr Alle, mich zu erinnern, daß ich Gutes thun kann? Muß ich nicht durch irgend etwas die Härte des Karakters vergüten, über die ich nicht Meister werden kann? Verderben Sie mich nicht, Pfarrer! Ich liebe das nicht. Ich bin nicht gut, das weiß ich, das erkläre ich hiemit öffentlich. Uebrigens ist mein Vorschlag folgender: man darf mich aber nicht unterbrechen.

Edmund ist nicht mehr in den Jahren, da er arbeiten kann. Er soll nicht mehr arbeiten. Wir werden die Pachtung vermiethen. — Was, gnädiger Herr, Sie wollen . . . ? — Ja, Papa, ich will. — Ich soll eine Pachtung verlassen, auf der ich geboren bin? — Sie wird Ihnen nicht aus den Augen kommen; aber, zum Teufel, lassen Sie mich doch reden. Sie werden mit dem Pfarrer einen Flügel des Schlosses bewohnen; ich behalte mir den andern für die Reisen, die ich hieher machen werde, und ich werde oft hier seyn. Den mittlern Theil des Schlosses werden mein Neffe

und meine Nichte bewohnen. An ihrer Tafel wird immer für Sie gedeckt seyn. — Aber, gnädiger Herr, ich habe Ihnen schon einmal bemerkt, wie wenig ich in vornehmen Cirkeln an meinem Platze seyn würde. . . . — Und ich habe Ihnen schon einmal geantwortet, daß ein ehrlicher Mann überall an seinem rechten Platz ist. Und wenn Sie allein seyn wollen, so wird man Ihnen in Ihrem Zimmer decken, und Sie werden bei einer Flasche Burgunder ein Kapitel in Ihrer alten Bibel lesen. — Aber der Müssiggang, gnädiger Herr. . . . — Ei, was! Spazierengehen, Zeitungslesen, ein kleines Spiel und Plaudern, so vergeht die Zeit. Nun, ich sehe, daß meine Einrichtungen Jedermann gefallen. Die Sache ist also abgethan. Geschwind einen Notar, und den Anschlag auf dem Rathhause besorgt!

Die jungen Leute lebten wieder auf, der Pfarrer lächelte, Edmund ergab sich, Herr Botte rieb sich die Hände, alle Landleute gaben Beifall. Nun! sagte der liebe Onkel, jetzt wieder unter den großen Ulmbaum. Da ihr mich schon alle in meinem jetzigen Aufzug gesehen habt, so kann ich euch wohl so folgen, wenn man mir nur Beinkleider gibt, denn es geht heute ein Wind.

Kaum hat er das gesagt, so zerstreuen sich die

Einwohner, Edmund läuft wieder zu seinem nußbaumenen Schrank, und der Pfarrer öfnet seinen kleinen Mantelsack. In fünf Minuten setzte Herrn Botte nichts mehr in Verlegenheit, als die Wahl. Du, sagte er zu seinem Neffen, indem er von dem einen ein Kleid, von dem andern ein Paar Beinkleider, von dem dritten eine baumwollene Mütze nahm, ich habe mit deinem Wilhelm unwiederruflich gebrochen, aber nur er allein kann den Georges wieder finden, und der muß gefunden werden. Schreibe an Wilhelm, während ich mich ankleide, und schicke meinen Kutscher fort mit fünfzig Louisd'or.

Der unglückliche Vater küßte die Hand des Herrn Botte, die zärtliche Sophie holte eilends den Schreibzeug herbei, den meine Leser vielleicht vergessen haben, den nemlichen, den Georges aus Eifersucht so sorgfältig verschloß, der Pfarrer räumte einen Tisch ab, Karl schnitt eine Feder, und der liebe Onkel fand eben so viele Kammerdiener, als das Haus Bauern fassen konnte.

Eine aufrichtige und lärmende Freude folgte auf einen stillen Schmerz. Man gieng, man lief, man suchte sich, man stieß aneinander, man lachte. So kommt man zu dem Ulmbaum, und als der Pfarrer, Herr Botte und Edmund sich gesetzt hatten, nahm

Alles Platz, wie der Zufall es fügte. Es war nicht Zufall, daß Karl zu Sophiens Seite saß, daß Sophie recht weit von dem lieben Onkel zu sitzen kam, den sie doch von ganzem Herzen liebte, und daß sie sich zwischen eine Gruppe junger Mädchen setzte. Junge Mädchen kennen die Sprache der Liebe, hören sie gern, haben aufrichtiges Mitleiden bei der Erzählung von vergangenen Leiden, und lächeln bei den frohen Bildern der Zukunft.

Herr Botte schnitt ein jämmerliches Gesicht, als er von dem schlechten Landwein trank, den man ihm in dem größten Glase reichlich einschenkte, er verzog das Gesicht, als er die ungeheuern Portionen, die man auf seinen Teller legte, verschlang, und sein Brod in eine Brühe von Pfeffer und Salz tauchte. Aber er hatte Hunger und Durst; er aß und trank, weil er bei guter Laune war, und das war er von Rechtswegen; denn er hatte sich bei der Fräulein von Arancey groß benommen, und sein Neffe hatte nichts dabei verloren.

Neben ihm auf dem Grase saßen drei Hirtenbuben, welche verzehrten, was sie erwischen konnten. Ah, wie gut das schmeckt, sagte der eine. Wenn ich Kaiser von Frankreich wäre, so würde ich alle Tage eine geschmälzte Suppe essen. Wenn ich Kaiser von Frankreich wäre, sagte der andere, so würde ich mir Pferde

halten, um meine Kühe zu hüten; und, wenn ich es wäre, sagte der dritte, so ließ ich mir des Tags für meine Arbeit dreissig Sous bezahlen; davon würde ich zehn selbst verzehren, und zwanzig würde ich meiner armen Mutter geben. Meiner Treu, sagte Herr Botte, indem er seinen Teller in ihren hölzernen Napf leerte, die dreissig Sous sollst du haben, so lang du lebst. Aber da es nur einen Kaiser von Frankreich gibt, so wirst du, mein Freund, deine Kühe zu Fusse hüten, und Du, du wirst nur an Feiertagen geschmälzte Suppe essen.

Schon schickten sich die jungen Leute zum Tanze an. Man hat guten Appetit auf dem Land, aber das Vergnügen, der Geliebten die Hand zu drücken, und mit ihr herumzuhüpfen, geht doch über jedes andere. Bei dem ersten Ton der Geige lief man herbei, und stellte sich. Herr Botte, der es sich vorgenommen hatte, heute recht liebenswürdig zu seyn, erklärte, daß er den Ball mit seiner Nichte eröfnen wolle. Das liebenswürdige Mädchen bot ihm sogleich ihre hübsche Hand an.

Herr Botte tanzte sehr übel, und sein sonderbarer Anzug konnte ihm die Grazie nicht geben, die die Natur ihm versagt hatte. Aber er tanzte mit ganzer Seele, seine wilde Munterkeit setzte ihn über alles

Ceremoniel hinweg, und die Bauern fanden, daß er ein sehr guter Tänzer sey, weil er tanzte, wie sie.

Das Fräulein führte ihr Ritter auf den Zehen und mit vielen graziösen Wendungen des Körpers auf ihren Platz zurück. Karl folgte sogleich auf seinen Onkel, und dieser näherte sich dem Notarius des Orts. Der Notar wollte die Abfassung der Urkunde auf morgen verschieben; Herr Botte versicherte, daß man niemals etwas verschieben müsse, was man gleich thun könne. Der Notar wollte sich wenigstens auf sein Studierzimmer begeben; Herr Botte behauptete: wo man gut aufgehoben sey, da müsse man nicht weggehen. Der Notar setzte dem entgegen, es vertrage sich nicht mit seiner Würde, daß er unter freiem Himmel arbeite; Herr Botte versicherte, ein Notar vergebe seiner Würde nur dann, wenn er eine Verfälschung begehe, und könne gar wohl das Doppelte von seinem Verdienst von einem Manne annehmen, der es ihm gern verdoppeln wolle, wenn er auf der Minute, und so, wie er es wünsche, bedient werde.

Der Notar konnte gegen dieses letztere Argument nichts einwenden, er rief einen jungen Menschen, der ihm die Kleider ausstäubte, ihm den Zopf machte, sein Geschirr reinigte, und bei Gelegenheit ihm zum

Schreiber diente. Er mußte ihm Papier und Schreibzeug holen.

Herr Botte, der einen starken Willen hatte, und keine Aufzüglichkeiten leiden konnte, zog den Rathsschreiber auf die Seite, und überredete ihn durch die nemlichen Mittel, aber leise, daß er sogleich den Zettel anheftete, auf dem die vorhabende Ehe der liebenswürdigen jungen Leute bekannt gemacht wurde. Dem dringenden Bitten eines Mannes, der den Rathhaussaal neu überziehen lassen will, kann man nichts abschlagen.

Herr Botte hätte alles gegeben, was man nur wollte, wenn die Hochzeit gleich diesen Abend hätte vor sich gehen können. Es konnte niemand Einspruch machen, folglich konnte nichts Böses daraus entstehen, wenn man den Zettel zurückdatirte, und durch gute Gründe hätte der Gerichtsschreiber sich vielleicht überreden lassen; aber Herr Botte verwarf ohne Anstand eine Idee, die seinen Grundsätzen und seinem ganzen vorigen Leben so zuwiderlief, und tröstete sich in Ansehung des Verzugs, den er sich gefallen lassen mußte, durch den Gedanken, daß die Verschönerungen des Schlosses seine Ungeduld zerstreuen würden.

Das Faktotum des Notars war zurückgekommen, er selbst hatte seine Brille aufgesetzt; die jungen Leute,

der Onkel, der Pfarrer und Edmund saßen um ihn. Einige Greise hatten sich aus Bescheidenheit entfernt. Herr Botte rief sie zurück, denn, sagte er, ich thue nie etwas, was ich nicht vor den Augen der ganzen Welt thun könnte. Der Pfarrer machte ihm auf eine sanfte Art die Bemerkung, daß in dieser Behauptung ein etwas sündlicher Stolz verborgen liege. „Ei, bleiben Sie mir vom Leibe, Pfarrer: ehrlichen Leuten kann man die Absolution wegen dieser Sünde geben; so viele andere haben einen Stolz, den nichts rechtfertigt.” Zur Sache!

Ich gebe v n diesem Augenblick an meinem Neffen meine Güter in der Normandie, sie tragen jährlich fünftausend neue Thaler ein. Ich setze ihn zu meinem einzigen Universalerben ein. . . — Ach, mein Onkel, wie viele Wohlthaten! — Mache sie glücklich, Karl! dann hast du mir nichts zu verdanken. Ich erkenne an, daß das Fräulein mir eine Summe von hunderttausend Thalern zugestellt hat. — Das kann ich nicht zugeben. . . — Sie können nicht zugeben, Fräulein. . . Pflegen Sie der Liebe, und mischen Sie sich nicht in Geschäfte, Sie verstehen nichts davon. — Aber, mein Herr, jedermann weiß, daß ich nur dieses kleine Landgut habe. . . — Und da das nicht hinreicht, so gefällt es mir, noch hunderttausend Thaler hinzuzufügen. —

Aber. . . — Sie machen mich toll. Was bliebe Ihnen übrig, wenn Sie Ihren Mann verlören? Ein armseliges Wittum. — Ach, an welch ein Unglück denken Sie da? — Es ist möglich, Fräulein. — Und glauben Sie, daß ich es überleben würde? — Ja, ja, Sie würden es überleben, und meine Meinung ist, daß die Wittwe meines Neffen im Wohlstand leben soll. — Kurz, mein Herr. . . — Kurz, mein Fräulein, wollen Sie heirathen, oder nicht? Ich erkläre Ihnen, daß Sie sich nur unter den Bedingungen verheirathen werden, die ich Ihnen auflege. Schreiben Sie, Herr Notar, schreiben Sie. Ich erkenne an, daß das Fräulein mir eine Summe von hunderttausend Thalern zugestellt hat, und füge einen Wittum von sechzehnhundert hinzu.

Ich verpflichte mich, noch in diesem Jahr, aus meinem eigenen Vermögen an Edmund eine Summe von viertausend neuen Thalern zu bezahlen, die das Fräulein von Arancey ihm schuldig ist, und ich versichere ihm auf allen meinen Gütern eine lebenslängliche Pension von zweihundert fünfzig neuen Thalern. . . . O, ich bitte Sie, Herr Edmund, machen Sie mir den Kopf nicht toll durch Ihre Bemerkungen und Ihre Danksagungen. So muß es seyn, denn ich will es so. Ich bin fertig, Herr Notarius. Kleiden Sie

das jetzt in Ihren barbarischen Styl. Ihr zwei jungen Leute, kommt her, und umarmt mich, alsdann geht zum Tanz, man wird euch rufen, wenn's zur Unterschrift kömmt."

Sie sind süsse, die Küsse der Freundschaft und der Dankbarkeit; auch sagte Herr Botte: „Was habe ich für euch gethan, das dieser zärtlichen Liebkosungen werth wäre? Man ist zu glücklich, meine Kinder, wenn man sein Geld so anlegen kann. Ihr werdet es eines Tags erfahren, denn ich werde euch mehr zurücklassen, als ihr braucht."

Die Urkunde war fertig und unterzeichnet, und man überließ sich den frohen Bildern eines Glücks, das keine Wolke mehr trüben könnte, als man eine Kutsche gewahr wurde, der vier sehr schwer beladene Packwägen folgten. „Das ist Horeau, rief Herr Botte aus. Meiner Treu, ich erwartete ihn nicht so bald, das ist das erstemal in seinem Leben, daß er geeilt hat."

Horeau steigt aus, und stellt Herrn Botte einen Tapezier und einen Maler vor. Die Menschen urtheilen gewöhnlich nach dem ersten Blicke. Tapezier und Maler hielten Herrn Botte, dessen Anzug sie irreführte, höchstens für den Haushofmeister des Mannes, der sie gebrauchen wolle, und behandelten ihn darnach.

Der liebe Onkel ist nicht stolz, aber auch nicht geduldig, und seit langer Zeit hat er keine Gelegenheit zu zanken mehr gehabt. „Lernen Sie, sagte er zu ihnen, daß derjenige, der den Menschen nach seinem Kleid beurtheilt, ein Narr ist. Das kann ich Ihnen beweisen, denn unter dieser Maskerade sehen Sie Herrn Botte in Person." Hier machten die Herren tiefe Verbeugungen. „Lernen Sie ferner, daß derjenige, der seine Achtungsbezeugungen nach dem Vermögen des Mannes, mit dem er spricht, abmißt, nichts weiter ist, als ein elender Sklave der Umstände. Das ist der Fehler des Pöbels, und ich sehe, daß Sie nicht über Ihrem Stande stehen. Gehen Sie an die Arbeit: Flinkigkeit und Geschicklichkeit, das fordere ich von Ihnen, nicht Verbeugungen, aus denen ich mir so wenig mache, als aus den gar zu vertraulichen Manieren, die Sie vorhin gegen mich annahmen."

Die zwei Männer stotterten einige Entschuldigungen, und liessen ihren Unwillen über die erlittene Demüthigung an ihren Jungen aus, die auf den Wägen sassen.

„Nun, sagte der liebe Onkel zu dem Neffen, muß ich die Packwägen ins Schloß führen? — Ei, sagte Horeau, Sie sehen ja, daß er Ihre Befehle erwartet. — So gebe ich sie, geh, ordne deine Meubles, wie

du es verstehst. . . Noch ein Wort! Vergiß nicht, den Theil des Schlosses auszumeubliren, der für den Pfarrer und für Edmund bestimmt ist, und den Flügel, den ich mir vorbehalten habe. — Damit werd' ich den Anfang machen, lieber Onkel. — Ganz gut: die Arbeiten der Maler wirst du dirigiren. Du hast eine reiche Einbildungskraft. Wende sie an, und erinnere dich, daß ich 'was Schönes, 'was recht Schönes will. . . . Wie, Fräulein, Sie begleiten ihn nicht, ihr habt euch schon nichts mehr zu sagen? — Ich wollte Sie nicht allein lassen, lieber Onkel. — Ei, gehen Sie doch, Sie, grausames Mädchen. Weiß ich denn nicht, daß Liebe über Freundschaft geht!

Horeau war eben so leckerhaft als sein Freund; aber in schwierigen Umständen kam ihm nicht, wie diesem, ein kraftvoller Karakter oder die kleine Eitelkeit zu Hülfe, alles zu ertragen, ohne darüber betroffen zu scheinen. Horeau fand das Essen abscheulich, und sagte es ganz laut. Herr Botte fürchtete, daß man es hören möchte, und schrie daher noch lauter, daß ihre beiderseitigen Großväter nicht besser gespeist hätten, und doch zum wenigsten etwas mehr getaugt hätten, als sie. „Aber, mein lieber Botte, unsre Großväter waren an dieses Leben gewöhnt. — Sie sehen, daß es Gewohnheiten gibt, die man gut thut,

beizubehalten, und andre, die man selbst erst annehmen muß. Essen Sie, trinken Sie, und seyn Sie versichert, daß es ungleich besser ist, schlecht, als gar nicht zu Mittag zu essen.

— „Ei, bei der Gelegenheit, lieber Botte, muß ich noch etwas erwähnen. Ich hoffe doch nicht, daß wir in der Kammer schlafen werden, wo die Baumläuse.... Sie erinnern dich doch? — Zum Teufel, ich werde sie so wenig vergessen, als die Wespe und den Hund von heute Morgen. — Aha, ich verstehe, ein neuer Zufall hat diese neue Verkleidung veranlaßt? — Ja, und um das Kapitel von den Zufällen zu Ende zu bringen, werden wir im Schlosse schlafen. — Desto besser. — Aber, wir werden nicht zu Nacht speisen. — Desto schlimmer. — Erstens, weil wir nichts finden werden. — Ich brauche keine weitere Gründe. — So erlaß ich Ihnen die andern.

— Noch ein Glas Wein, Horeau? — Gern. — Er ist doch ziemlich schlecht. — Aber ich glaube, daß ich mich daran gewöhne. — Ich sagte Ihnen ja, daß der Mensch nur wollen darf, um Herr über sich selbst zu seyn. Wenn Sie es recht lebhaft wollten, so würden Sie Weinessig trinken. — Sie bringen mich stufenweise dahin. — Und Sie werden ihn gut finden. — Ah, das ist 'was anders. — Hier ist eine Flasche. —

Nein, ich dank' Ihnen. — So trinken Sie doch. — Ich mag nicht. — Ich trinke mit Ihnen. — Das gilt mir gleich. — Sie sehen, daß ich trinke, und der Unterschied zwischen einer Bouteille und der andern ist so gering. . . Versuchen Sie. — Meiner Treu, Sie haben Recht, ich finde keinen merklichen Unterschied. Aber, wie kommen Sie mir vor? Wir sprechen da lauter tolles Zeug. . . . — Im Gegentheil, wir sprechen ganz vernünftig. — Und trinken abwechslungsweise Krätzer und Weinessig. — Wir halten eine philosophische Lektion. — Pah. — Wir erfahren, daß, wenn man Stufenweise vom Guten zum Schlimmen oder vom Schlimmen zum Guten übergeht, man diesen Uebergang fast gar nicht bemerkt, daß nur ein unerwarteter und plötzlicher Fall uns in Trauer versetzen kann, so wie ein plötzliches Glück einen schwachen Kopf in Einem Augenblick verdreht.

— Horeau! Ich hätte doch Lust, die Meubles zu sehen. . . — Das ist ziemlich natürlich. — Weil ich sie bezahle, nicht wahr? Sind sie schön? — Prächtig. — Das sind lauter geringe Verdienste: es ist ein Engel, mein Freund. Ich habe die Schwachheit gehabt, es ihr in einem jener Augenblicke, in denen mein Herz, trotz meines Ungestüms, überläuft, ins Gesicht zu sagen. In Zukunft lob ich sie nicht mehr, weil

das Lob den, der es verdient, immer in Verlegenheit setzt, und den, der es nicht verdient, unverschämt macht. — Deshalb lob' ich auch Sie niemals, mein Freund. — Und warum sollten Sie mich loben? Mein Benehmen ist ganz natürlich. Fräulein von Arancey verdient die Achtung aller Menschen, und indem ich sie meinem Neffen gebe, handle ich nur für ihn. Jetzt lassen Sie uns die Meubles sehen.

Bei dem Eintritt in den Schloßhof fanden die zwei Freunde die Wägen abgeladen, und die Jungen beschäftigt, die Sachen, wie Karl es befahl, in Ordnung zu stellen. Was sind das für Lumpen, sagte Herr Botte? Nicht Ein Bett, nicht Ein Meuble von Stoff, kein Damast, keine reiche Tapezirung, kein vergoldeter Spiegelrahmen. Lauter Ebenholz, schlechte Franzen, Umhänge von baumwollenem Zeug, mit elenden gemalten Verzierungen. Herr Horeau, Sie haben meine Kommission sehr schlecht besorgt. — Aber mein Freund, alles das ist nach dem griechischen und römischen Geschmack. — Meine Nichte ist weder eine Griechin, noch eine Römerin, sie kann nichts von all dem Zeug brauchen. Das ist höchstens gut für uns, für den Pfarrer, für Edmund; aber meine Nichte, zum Henker, meine Nichte! . . . Sie, Tapezier, reisen morgen in aller Früh nach Paris. — Ja, gnä-

diger Herr. — Sie nehmen hundert Arbeitsleute an, wenn es nöthig ist, aber ich will für meine Nichte ein Bett mit einem großen Traghimmel, oben mit einem Federbusch von den schönsten Federn verziert. — Ja, gnädiger Herr. — Der Himmel muß von doppeltem weissem Atlas seyn, die Elle zu einem Louisd'or, wenn man sie so haben kann. — Ja, gnädiger Herr. — Mitten auf dem Traghimmel muß ein Amor gestickt seyn, der der Tugend einen Kranz aufsetzt, und dieser Amor darf keine Binde haben, weil, wenn man Fräulein von Arancey liebt, man hell, sehr hell sieht. — Ja, gnädiger Herr. — Die innern Vorhänge müssen von dem nemlichen Atlas, und mit hübschen Sinnbildern geziert seyn, die Sie von den Leuten verfertigen lassen werden, welche für Geld ihren Verstand herleihen. — Ja, gnädiger Herr. — Die äussern Vorhänge müssen von hellblauem Sammet seyn, das ist die Farbe der Beständigkeit, und mein Neffe soll sich niemals ins Bett legen, ohne an das zu denken, was er seiner Frau versprochen hat. An diesen äussern Vorhängen muß eine reiche Schnur von feinen Perlen seyn, an deren Enden eine Stickerei in Gold mit einer sechs Zoll hohen Franze. Die Meublen sollen eben so kostbar seyn. . . . — Aber, mein Freund, das kann nicht seyn. — Ich will, daß das seyn kann.

Das würde bei siebentausend neuen Thalern kosten. — Gleichviel. Gehorchen Sie, Herr Tapezier. Baumwollene Vorhänge für meine Nichte! Ei, zum Teufel!

Jetzt zu Ihnen, Herr Flachmaler. Die Schlösser an der Thüre, die Handhaben, die Thürangel, die Leisten, Alles soll vom feinsten Gold seyn, und alle Marquis der christlichen Welt sollen einsehen, daß, wenn sie ihre Töchter nicht verheirathen können, wir Kaufleute sie verheirathen, und das an recht gute Partien, wenn sie es verdienen.

— So wie Sie die Sache jetzt angreifen, lieber Botte, muß ich noch ganz andere Vorwürfe erwarten. — O, die werden Sie ohne Zweifel von mir bekommen. — Aber da ich keine Befehle hatte... — Wissen Sie nicht, Herr Horeau, daß ich nie etwas nicht gutheisse, was ein Freund in meinem Namen thut? Das ist schon Ein ernstlicher Vorwurf, den Sie verdienen. Lassen Sie hören, welche Vorwürfe ich Ihnen noch weiter zu machen habe. — Sie wissen, daß die Diamanten aufgeschlagen haben. — Nein, das wußte ich nicht. Diamanten, Teufel! Diamanten, ein Schmuckkästchen.... Und ihre Aussteuer, ihre Aussteuer, wir haben beide nicht daran gedacht, und man heirathet nie ohne Aussteuer. Ich bin zu entschuldigen, denn ich überließ mich ganz der Freude, sie

zu sehen; aber Sie, kalter und kalt überlegender Mann? — Ich? ich überließ mich ganz der Sorge für meine Meubles. — Und die sind recht schön, ich mache Ihnen mein Kompliment darüber. Morgen reise ich mit ihr nach Paris; wir durchlaufen zusammen die reichsten Läden, und ich bedecke sie mit Brillanten und Schmuck. Sie wird dadurch nicht hübscher werden, aber sie wird erfahren, wie sehr ich sie liebe.

He! wo ist sie denn? Alles beschäftigt sich mit ihr, und sie überläßt sich vielleicht im Garten ihren süssen Träumereien. Es steht dir recht übel an, Neffe, daß du lachst, wenn ich dich frage. Wo ist Fräulein von Arancey? — Aber, lieber Onkel, ich habe noch kein Recht, von ihren Handlungen Rechenschaft zu fordern. — Das verlange ich auch nicht, aber man wird doch erfahren können, wo sie ist. — Wollen Sie es wissen, lieber Onkel? — Ja, ich will es wissen. — Werden Sie nicht böse werden? — Ich werde nicht böse werden. — Nun, so sag' ich's Ihnen in einer Stunde. — Ah, wieder etwas Neues, Geheimnisse für mich, für deinen Onkel! — Halten Sie es nicht für zu wichtig, es ist der Mühe nicht werth. — Wer ist der Junge, der dort mit einem Tragkorb hineingeht? — O, der ungeschickte Bursche! Ach, mein Onkel, ich fürchte sehr, daß Sie Alles vor der Zeit

erfahren. — Sehen wir einmal, was er trägt. Horeau, wir wollen ein Inventarium über die Bestandtheile des Korbs aufnehmen. Rebhühner . . ein Haase . . . weiß Brod. — Und Burgunder, lieber Botte, Burgunder! — Jetzt haben Sie das Geheimniß, Onkel. Sie haben übel zu Mittag gespeist, meine Sophie hat es bemerkt, und in den nächsten Marktflecken geschickt . . . — Nur sie ist solcher kleinen Aufmerksamkeiten fähig. Karl liebt mich, das weiß ich, aber er hätte mir die Hälfte eines Zuckerbrods gegeben, und die andere hätte er verzehrt. Wo ist sie? — Weil Sie einen Theil des Geheimnisses kennen, so halte ich es nicht für nöthig, Sie auf das Uebrige warten zu lassen. Kommen Sie hieher, lieber Onkel.

Karl führte Herrn Botte durch den Garten. Der Neffe gieng auf den Zehen, und der liebe Onkel hielt den Athem an. Sie kommen an die Glasfenster einer Küche unter der Erde; Herr Botte streckt seinen dicken und kurzen Hals aus, und sieht die Fräulein von Arancey, wie sie den zwei Mägden Edmunds ihre Befehle austheilt. Die Oefen sind geheitzt, das weisse Händchen würzt die Speisen, macht die Sahne zurecht, und füllt einen Korb mit den schönsten Früchten. Die Veranlassung macht ihr die Arbeit leicht, und ihre Munterkeit erleichtert sie auch den übrigen.

Allerliebst, allerliebst, rief Herr Botte, warf sich auf den Bauch, und streckte den Kopf durch das Luftloch. Fräulein von Arancey schlägt die Augen auf, schreit, wirft die Pfanne in die andere Ecke der Küche, und gießt einen Kübel Wasser auf die Kohlen. Denn Herr Botte, der sich ganz seinem Enthusiasmus überließ, drang immer weiter vorwärts, und würde ohne Zweifel mit der Nase in die Pfannen gefallen seyn, wenn sein Neffe ihn nicht an den Beinen zurückgehalten hätte. Alles das ist sehr gut, sagte Herr Horeau, aber sie hätte nur das Essen nicht wegwerfen, und das Feuer nicht auslöschen sollen. — Sie hätte mich verbrennen lassen sollen, nicht wahr? — Sie hätten sich dem nicht aussetzen sollen. Jetzt ist das Nachtessen auf Mitternacht verschoben, und ich habe nicht zu Mittag gegessen. Aergere dich nicht, Horeau, wir wollen alle Hand ans Werk legen, und darum keine halbe Stunde später speisen. Nichte, ich darf nur meinen Rock ausziehen, um wie ein Koch auszusehen. Ich habe eine weisse Mütze, weisse Weste und Beinkleider. Karl, Horeau, zieht die Röcke aus, und die feine Schürze an. Sophie liebkoste dem Onkel, indem sie ihm das Handtuch und das Küchenmesser reichte, sie lachte über die Ungeschicklichkeit des Freundes Horeau, und wenn sie ab- und zugieng, ließ sie

sich, wir wissen schon von wem, ein Küßchen rauben. Jetzt schickte sie ihren kleinen Läufer nach Edmund und dem Pfarrer, jetzt holte sie weisse Leinewand auf dem Meierhof, dann stieg sie wieder in die Küche herab, zankte mit dem lieben Onkel, der die Sahne verbrennen ließ, trieb den phlegmatischen Horeau an, und in der That war um Mitternacht das Essen noch nicht fertig, aber Niemand hatte im geringsten Langeweile gehabt.

Man verzehrte das Nachtessen, wie man es bereitet hatte; eine liebenswürdige Unordnung, treffende Scherze, närrische Einfälle, Freundschaft und Liebe, Alles vereinigte sich zu Gunsten der kleinen Gesellschaft. Edmund selbst vergaß auf einige Augenblicke die Abwesenheit seines Sohnes.

Herr Botte vergaß über den Freuden oder den Zänkereien des heutigen Tages niemals, was er den Tag darauf thun wollte. Ehe man sich trennte, entschied er sehr weislich, daß Jedermann mit Tagesanbruch aufstehen, Er, Fräulein von Arancey, Karl und Edmund in die Kutsche steigen, Horeau und der Pfarrer sich in seinen Reisewagen setzen müßten.

Der Alte und der Pfarrer hatten, wie sie sagten, keine Lust, nach Paris zu gehen; der eine konnte seine Pfarrkinder nicht verlassen, der andere war mehr als

jemals auf seinem Meierhofe nöthig. Indessen, Herr Botte brachte Alles ins Reine, und stopfte seinen zwei Gegnern durch Gründe den Mund, die wenigstens sehr scheinbar waren. „Sie vernachläsigen Ihre Heerde nicht, wenn Sie sich mit ihr beschäftigen, und wenn Sie mit meinem Baumeister das Nöthige verabreden, so arbeiten Sie in dem Weinberg des Herrn." — Aber, gnädiger Herr, es gibt auch hier Bauleute.... — Die nichts verstehen, die die korinthische nicht von der toskanischen Säule zu unterscheiden wissen, und die zwei Monate brauchen, um etwas zu machen, das nichts taugt. Ihre Kirche muß auf den Hochzeittag hergestellt und verschönert seyn. Sie, Herr Edmund, gehen mit mir, weil das Fräulein noch nicht die Frau meines Neffen ist, und bis dahin sie nur unter den Augen ihres Adoptiv-Vaters reisen darf; Sie kommen nach Paris, weil Sie Zerstreuung nöthig haben. Sie kommen dahin, weil ich es will, und wenn Sie nicht in den Wagen steigen wollen, so wird man Sie hineinheben.

Edmund, der auf eine solche Art von Einladung nichts antworten konnte, nahm Hut und Stock; der liebe Onkel, Freund Horeau, Karl und der Pfarrer schliefen in vortreflichen Betten, das schöne Fräulein begleitete den Alten auf den Meierhof, gieng in das

einfache Zimmer, das sie auf immer verlassen sollte, und schlief sanft ein unter den lachenden Bildern einer glücklichen Zukunft.

Schon vor Tag stand der liebe Onkel auf. Er hatte sich so gut als möglich aus Horeau's Felleisen angekleidet, und seinen Neffen, seine Nichte, seinen Freund, Edmund, den Pfarrer, Kutscher, Bediente, Knechte und Mägde aufgeweckt; bei dem Lärm, den er machte, würde er das ganze Dorf aus dem Schlaf gestört haben, wenn es nicht fünfhundert Schritte von dem Meierhof entlegen wäre. Um vier Uhr hatte er mit dem Oberknecht für die Zeit, da der gute Vater Edmund abwesend seyn würde, schon Alles in Ordnung gebracht, und die Pferde anspannen lassen; er zankte mit den jungen Leuten, die mit ihrem Anzug nicht schnell genug fertig wurden, mit Horeau, der die Augen nicht aufbringen konnte, mit dem Pfarrer, der sein Brevier lesen wollte, mit den Mägden, die das Frühstück so langsam auftrugen.

Er schwieg, so lang er frühstückte; aber dann schrie er auch so lange fort, bis Alles eingestiegen und er ganz sicher war, daß Edmund, von vier Pferden im stärksten Trabe fortgezogen, ihm nicht entwischen konnte.

Man kann sich Sophiens Freude leicht vorstellen. Sie war bei einem Geliebten, der ihr zärtlicher und

geliebter Gatte werden sollte; nichts konnte ihr Glück durchkreutzen oder aufhalten; sie saß in einem vortreflichen Wagen, der ihr in Zukunft immer zu Diensten stund; sie sollte in Paris an einem prächtigen Pallaste aussteigen, der dem lieben Onkel gehörte, und eines Tags ihr gehören wird. Eine Hütte und die Liebe! sagen Verliebte, die nichts besseres haben; aber die Liebe verträgt sich auch sehr gut mit dem Wohlstande, und ein artiger und hübscher Ehemann wird deshalb nicht weniger liebenswürdig, weil er seiner Frau ein großes Vermögen zugebracht hat.

Diese Bemerkungen entgiengen dem reitzenden Mädchen nicht. Sie sah in Karln ihren Geliebten und ihren Wohlthäter, und ihr Gesicht glänzte vor Freude. Ihre großen Augen, die sie unter ihrem kleinen Strohhut so gerne verborgen hätte, begegneten zuweilen den Augen des glücklichen jungen Mannes, und gegenseitig wurden ihre Blicke ausdrucksvoller, sprechender. Nun erröthete Sophie, und wendete sich gegen Herrn Botte, um sich ein wenig zu erholen. Herr Botte schien nichts zu sehen, beobachtete aber Alles, und war darüber so entzückt, daß er während eines Wegs von fünf bis sechs Stunden mit Niemanden zanken konnte, und daß sein Kutscher, an diese Ruhe gar nicht gewöhnt, ihn mehrmals fragte, ob er sich übel befinde?

Sobald man in dem Pallast abgestiegen war, wies der liebe Onkel jedem sein Zimmer, und jedem zwei Bedienten an, gab der Fräulein von Arancey zwei junge und hübsche Kammermädchen, band seinen Leuten ein, auf den ersten Wink zu gehorchen, und seinen Gästen empfahl er, alles, was sie wollten, zu begehren, bei Strafe, sonst an allem Mangel zu leiden, weil er weder die Kunst verstünde, ihre Bedürfnisse zu errathen, noch die Zeit hätte, sich mit ihnen zu beschäftigen. Er redete einen Augenblick mit seinem Haushofmeister, und stieg dann mit Fräulein von Arancey in einen offenen Wagen.

Das junge Mädchen hatte Paris nur in einem Alter gesehen, wo man noch nichts beobachtet, und alles schien ihr neu und bewundernswürdig. Herr Botte ergötzte sich über die beständig bei ihr anhaltende Ueberraschung, und ließ den Kutscher geflissentlich Umwege nehmen, um ihr dieses, jenes Monument zu zeigen; er erzählte seiner Nichte, wer der Urheber, welches die Veranlassung sey, und zwar mit einer Aufmerksamkeit und einer Genauigkeit, welche bewies, daß es ihm gar nicht an Höflichkeit fehlte, und besonders, wie sehr er seine Sophie liebte.

Da er viel auf die Freuden der Tafel hielt, und die Zeit zu der Spazierfahrt sehr beschränkt war, so

fuhr er schnell vor den Gebäuden vorbei, die man ein andermal auch im Innern mit Muse betrachten konnte, aber zuerst verweilte er bei einer Modehändlerin, sodann in Läden, wo Spitzen, alle mögliche Arten Zeuge, Seidenwaaren, Bänder, wohlriechende Waaren zu haben waren. Endlich untersuchte er den Laden des Juweliers; das Erstaunen der Fräulein von Arancey wuchs mit jeder Minute, und überall tummelten sich auf Herrn Botte's Wink fünf bis zehn Handlungsdiener, das zierlichste und reichste, was im Laden war, herbeizuholen, und vor ihr auszubreiten. Der liebe Onkel beobachtete die Nichte, er zeigte mit der Hand auf das, was ihr am besten zu gefallen schien, und ohne weder ihre Danksagungen noch ihre Bemerkungen über die Menge und den hohen Preis seiner Geschenke anzuhören, brachte er sie wieder in den Wagen, und fuhr mit ihr ins andre Ende von Paris.

Diese erste Ausfahrt war für Sophie wie ein Traum, ein beständiger Zauber. Sie schalt auf ihren Onkel, daß er so viel Geld an sie verschwende, aber sie lächelte dabei. Denn sie war ein Mädchen. Sie hatte nicht die Geschicklichkeit, das Vergnügen, das sie darüber empfand, zu verbergen: sie war ein Frauenzimmer, aber sie kam erst aus den Händen der Natur.

Ganz anders war es, als sie in den Pallast zurückkam. Sie war in ihrem Zimmer, wie die Taube, die man aus der Arche fliehen ließ; sie wußte nicht, wo sie den Fuß hinsetzen sollte. Der Boden war mit Bällen von Zeugen bedeckt, die Sessel, die Sopha's mit Stoffen, mit kostbaren Steinen, mit Spitzen beladen, der Putztisch mit Schmuck, die Schubladen des Kommods mit Gold gefüllt: das arme Kind wußte nicht, wo sie war; sie konnte keine Worte finden, Karl umarmte seinen Oheim.

Edmund glaubte nicht, daß man jemals, selbst nicht in dem Pallast des Königs Salomo, so etwas gesehen habe. Der Pfarrer bemerkte mit Sanftmuth, daß der Preis dieser kostbaren Kleinigkeiten zehn Familien ihren Unterhalt verschaffen würde. „Sie wissen nicht, was Sie reden, Pfarrer, geb' ich nicht den Kaufleuten, denen ich abkaufe, Unterhalt, und ernähren diese Kaufleute nicht den arbeitsamen und verständigen Arbeiter? Sie müssen wissen, Herr Prediger, daß der Ueberfluß des reichen Mannes mitten unter die Gesellschaft geworfen werden muß, nicht nach bloser Laune und Zufall, sondern so, daß er durch tausend verschiedene Kanäle bis in die Dachstube des Armen kömmt. Der unverschämte und der einfältige Ar-

me schimpft immer auf den Luxus, der ihn verblendet, und bedenkt nicht, daß der Luxus allein ihn ernährt. Selbst die kleinen Messerchen, zu zwei Sous eines, sind ein Beispiel davon. . . . Ja, Pfarrer, die kleinen Messerchen! Würde der Messerhändler sie an den Fuhrmann verkaufen, wenn der Fuhrmann nicht von dem Fabrikanten gebraucht würde, und würde der Fabrikant den Fuhrmann, den Färber, den Weber, die Nätherin, ernähren, wenn unsre große Städte nicht die Produkte unsrer Manufakturen aufbrauchten? Was würde der Messerhändler, was würden Sie und ich thun, wenn wir jeder einen Morgen Landes hätten? Jeder müßte das seinige bauen, und alsdann würden wir in der That Erdäpfel, Kraut und Rüben, aber keinen Topf haben, um sie zu kochen; wir würden ohne Strümpfe, ohne Schuhe, ohne Beinkleider gehen, und das wäre schön, nicht wahr? — Ich sage nicht, gnädiger Herr, daß man die Industrie erstikken, und die Faulheit begünstigen müsse. — Was Teufels sagen Sie denn? Es wird auch Geld nöthig seyn, um Ihre Kirche wiederherzustellen, und davon reden Sie nicht, weil Sie Ihre Kirche gern gepuzt sähen. Nun wohl, ich sehe meine Nichte auch gern gepuzt. Ich lasse Ihnen den gestickten Chorrock, lassen Sie mir meine Kronleuchter. Jezt zu Tische! Der

Herr da ist mein Baumeister, setzen Sie sich neben ihn, und kommen Sie mit einander überein."

Herr Botte würde noch an diesem Abend seiner liebenswürdigen Nichte alle Schauspielhäuser von Paris gezeigt haben, wenn der übrige Theil des Tages nicht einer Angelegenheit gewidmet worden wäre, die sich nicht verschieben ließ nemlich einem großen Staatsrath, zwischen der Näthering, dem Friseur, der Modehändlerin und andern unentbehrlichen Personen. Sophie war bei ihren ernsthaften Berathschlagungen sehr gleichgültig, weil das bescheidenste Frauenzimmer doch weiß, daß sie ein wenig hübsch ist, und daß — welche Mühe man sich auch gebe, um die Natur zu entstellen — ein reitzendes Gesicht, niedliche Fingerchen, ein runder Arm, ein hübscher Fuß, immer ihre Würkung machen. Inzwischen plauderte sie, wie jene Könige, die nur der Form halber ihrem Staatsrath präsidiren, mit Karln, während die andern stritten; aber sie hatte die entscheidende Stimme, und mußte also bestimmen, ob dieser Kopfputz zu diesem Kleid, diese Haube zu diesem Kopfputz stehe. So wie jene Könige, sagte sie ihre Meinung über Sachen, von denen sie nichts verstand, und sie ertrug die lange Weile, die ihr ihr Staatsrath machte, mit einer unermüdlichen Geduld und Sanftmuth. Der wesentliche Unterschied zwischen

jenen Königen und ihr lag nur darin, daß sie sich erlaubte, zuweilen über die Wichtigkeit zu lächeln, die ihre Räthe auf die geringfügigsten Dinge legten.

Vater Edmund, der gut zu Mittag gespeist hatte, verdaute in einem großen Lehnstuhl, die Hände über den Bauch gelehnt. Ich weiß nicht, woran er dachte, und vielleicht wußte er es selbst nicht.

Horeau trank Zuckerwasser, weil er das Schluchsen hatte.

Der Baumeister machte einige Zeichnungen nach den Instruktionen, die er von dem Pfarrer erhalten hatte.

Herr Botte hatte, nachdem er ganz summarisch den Arbeitsleuten und dem Friseur gesagt hatte: ich bezahle baar, macht eure Sachen gut, nun gar nichts mehr zu sprechen. Er hatte Langeweile, und von allen Krankheiten, die das Menschengeschlecht quälen, schien ihm diese die drückendste. Der Pfarrer allein war frei, und ohne böse Absicht, einzig und allein aus Gewohnheit, suchte Herr Botte durch Umwege einen Streit mit ihm zu bekommen. „Nun, Herr Pastor, Sie haben heute früh ihr Brevier gelesen?" — Ja, mein Herr. — Es ist noch nicht Zeit, das für den Abend zu lesen? — Nein. — Sie haben Geist. — Ah, mein Herr. — Und was noch mehr sagen will, gesun-

den Menschenverstand. — O, mein Herr! — Ich sage Ihnen, Sie haben beides. Ihr Umgang gefällt mir. — Sie sind zu höflich. — Das bin ich ganz und gar nicht. Aber wir wollen plaudern, weil Sie nichts zu thun haben.

Ich habe mir vorgenommen, meiner Nichte die Welt zu zeigen. — Da haben Sie Recht. — Ich werde ihre Freunde wählen. — Das ist der Hauptpunkt. — Ihre Freunde werden auch die ihres Mannes werden. — Ohne Zweifel. — Da er Sophien leidenschaftlich liebt, so wird er sie selten verlassen, und so wird er nur rechtschaffene Leute sehen. — Vortreflich. — Wenn er nicht mehr verliebt in seine Frau ist, was nur zu bald der Fall seyn wird — Sie kennen das menschliche Herz — so wird er sich an das Gute gewöhnt haben, und sich nie mehr davon losreissen. — Herrlich ausgedacht. — Was Teufels, Herr, glauben Sie, daß ich Ihre Kirche herstelle, und Ihre Sakristei neu meublire, damit Sie immer meiner Meinung sind? — Was kann ich bessers thun, wenn Sie offenbar Recht haben? — Aber ich habe vielleicht Unrecht, und Sie schmeicheln mir. — Ich schmeichle niemanden. — Ich, Herr! liebe den Widerspruch. — Zu was dient er? — Aus dem Reiben der Meinungen geht die Wahrheit hervor. — Aber, wenn ich Ihrer Meinung bin. . . —

Sie müssen Ihre eigene haben. — Ich denke gerade, wie Sie. — Sie haben Unrecht, wir haben beide Unrecht. — O nein. — Wozu dienen häufige Gesellschaften? Zur Zerstreuung, und dazu, daß man seine Pflichten vergißt. — Zu was führt die Tugend, wenn sie bis zum Uebermaaß getrieben wird, als zum Menschenhaß, zum Stolz, zu einer Verhärtung des Gefühls, die man zu oft bewundert hat. — Da greifen Sie die heiligen Eremiten an. — Zu was haben sie genützt? — Es sind Heilige. — Meinthalben. — Was muß man denn nach Ihrer Meinung thun, um heilig zu seyn? — Ein guter Bürger, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Freund seyn, den Menschen helfen, Mitleiden mit ihren Schwachheiten haben, und sie durch die Kraft des Beispiels davon heilen. — Die Kirche erkennt dergleichen Heilige nicht an. — So hat die Kirche Unrecht. — Das ist eine Ketzerei. — Nein, eine Wahrheit. — Sie geben nicht zu, daß es verdienstlich ist, zu fasten? — Nein, besonders, wenn man guten Appetit hat. — Der Weiber sich zu enthalten? — Nein, besonders wenn man ein gewisses Bedürfniß fühlt. — Sich seiner Reichthümer zu entledigen? — Nein, wenn man einen guten Gebrauch davon macht. — Und das Kameel, das durch das Nadelohr schlüpfen soll? — Ist ein sinnbildlicher Ausdruck.

— O wenn Sie dem Text Gewalt anthun, können Sie sich immer aus der Sache ziehen. — Das ist aber ziemlich oft die Partei, die man ergreifen muß. — Das heißt, wenn das göttliche Licht fehlt, so bedienen Sie sich Ihres eigenen? — Sollte ich mich lieber des Lichts meines Nachbars bedienen? — Aber der Tadel des römischen Hofes. . . — Ich achte diesen Tadel, wenn er mit der Vernunft übereinstimmt, und besonders, wenn er dahin abzweckt, die Menschen besser zu machen. — Sieh da, Sie wollen sich also zum obersten Richter der Kirche aufwerfen? — Ich richte niemand; aber mein Gewissen ist die einzige Richtschnur meiner Handlungen. — Herr Pfarrer, Sie sind ein Schismatiker. — Nein. — Ich behaupte, daß Sie einer sind. — Sie irren sich. — Ich beweise es Ihnen. — Das können Sie nicht. — Sie glauben nicht an die Untrüglichkeit des Papst's. — Glauben Sie, daß der Papst selbst daran glaubt? — Ein Scherz ist keine Antwort. Sie sind ein Schismatiker, Sie haben sich selbst dazu bekannt. — Was ist ein Schismatiker? — Meiner Treu, das ist . . . das ist . . . ein Priester. . . — Das ist ein Mensch, der sich von der Kommunion der römischen Kirche trennt, und ich kommunizire alle Tage. — Vielleicht, ohne im geringsten daran zu glauben. — Sie bedenken nicht, daß ein Priester, der seinen Dienst

verrichtet, ohne davon überzeugt zu seyn, ein Schurke ist. — Verzeihung, Herr Pfarrer! wir wollen von etwas anderm reden. — Daß man die Interessen und Leidenschaften des römischen Hof's von den Glaubensmeinungen unterscheiden kan, und . . . — Wir wollen von etwas anderm reden, sag' ich Ihnen. — Und daß zwei Päpste zum Beispiel, die sich gegenseitig in Bann thun, ganz und gar nicht untrüglich sind, ja nicht einmal wissen, was sich für ihren Stand schickt. — Von etwas anderm, mein Herr. — Daß Sie selbst, Herr Botte, weit weniger untrüglich sind, als ein anderer, weil Sie durch Ihre muthwillige Laune und die Sucht zu widersprechen, sich dahin reissen lassen. — Still doch! — Man muß viel, recht sehr viel Verstand haben, wenn man ohne Unterlaß widersprechen, und doch keine Blössen geben will. — Ei so schweigen Sie doch einmal. Wenn ich Ihnen, ohne daran zu denken, etwas grobes gesagt habe, so schelten Sie mich dafür recht tüchtig und vorsätzlich aus, und Sie sind der einzige Mensch in der Welt, dem ich es verzeihen kann. Geben Sie mir Ihre Hand, Pfarrer. . . . Wahrhaftig, er gibt sie mir. Ein Geistlicher ohne Groll! das ist schön, das ist selten.

Pfarrer! werden Sie morgen mit uns in die Oper gehen? — Was für ein Stük wird aufgeführt? —

Das Trauerspiel: Oedip zu Colonna. — Ja, gnädiger Herr. — Sie werden in die Oper gehen? — Ich werde dis Trauerspiel mit ansehen. Es ist ein Meisterstück, und die Moral des Stücks ist erhaben. — Der Verfasser ist kein Mitglied des National-Instituts. — Piron war kein Mitglied der Akademie. — Woher kennen Sie die Oper? — Ich habe sie zwanzigmal gesehen. — In der That? — Ich hab' alle Stücke gesehen, in denen die Tugend auf eine liebenswürdige Art erscheint. Ich habe selbst empfohlen, daß man solche Stücke sehen solle, nemlich solchen Personen, die eine trockene und weitschweifige Predigt nicht vertragen können. Jeder Magen bedarf seiner besondern Speisen. — Wissen Sie, Pfarrer, daß Sie ein Christ nach eigner Manier sind. — Ich gestehe Ihnen, gnädiger Herr, daß ich noch nicht zwei Christen angetroffen habe, die es auf gleiche Art waren. — Das beweist eben nicht zum Vortheil der Religion. — Das beweist nur gegen die, die sie entehren.

Jetzt haben wir genug gezankt, Pfarrer! ich hab' es satt. Wir wollen eine Partie Billard spielen. — Ich spiele es sehr schlecht. — Desto besser; so werde ich glücklicher im Spiel als im Disputiren seyn.

Die Wahrheit ist, daß der Pfarrer ziemlich gut spielte. Aber Herr Botte gewann gern, wenn er auch

um nichts spielte, und der Pfarrer wollte ihn nicht auf alle Art überwinden.

Meine Leser sehen leicht ein, daß die Mädchen, die Sophiens Putz besorgen sollten, noch eine Menge andere, die keine Arbeit hatten, zu sich nahmen, und gern eine Nacht durch arbeiteten, die man ihnen sehr theuer bezahlte. Wie Sophie aufstand, hatte sie einen leichten Morgenanzug, der äusserst elegant war, und in dem Herr Botte sie allerliebst fand. Um Mittag kam der Haarkünstler zu ihr, der sie bis vier Uhr aufhielt, um vier Uhr kam die Modehändlerin. Um halb 5 Uhr machte Herr Botte sich das Vergnügen, selbst die Ohrenringe an ihre hübsche kleine Ohrläppchen anzuheften, und um fünf Uhr konnte Fräulein von Arancey, von so viel Sorgfalt und Güte ganz ermüdet, sich endlich zu Tische setzen. Die Ohrringe schmerzten sie sehr. Sie würde ihnen sogleich entsagt haben, wenn nicht der liebe Onkel seine Eitelkeit geschmeichelt gefunden, und förmlich erklärt hätte, seine Meinung sey, daß seine Nichte heute Abend alle Frauenzimmer in der Oper verdunkeln solle. Sophie lernte einsehen, daß man sich zu leiden bequemen müsse, um andern zu gefallen, selbst alsdann, wenn man hübsch genug aussieht, um den Putz entbehren zu können.

Man kann nicht lang bei Tisch bleiben, wenn man sich noch in Staat werfen, und zum erstenmal vor einem großen Publikum öffentlich erscheinen soll. Sophie dachte nicht daran, daß sie bemerkt werden würde; und besonders war sie weit entfernt, zu glauben, daß Herr Botte sich einen Triumph daraus machen würde, sie bewundert zu sehen. Sie speiste so ruhig, als es ihre Ohrenringe erlaubten, zu Mittag, als der liebe Onkel schellte. Zwei Kammerjungfern traten herein, und nahmen sie in die Mitte. Das war nun ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack, aber Herr Botte bat sie flehentlich, sie möchte erlauben, daß die Kunst die Natur heraushebe, und sie ließ sich fortführen.

Sie kam zurück, strahlend, wie Psyche, als sie von der Hand der Grazien geschmückt war. Jedermann brach in Bewunderung aus, und zwar sehr aufrichtig, denn es war kein Frauenzimmer da. Sophie wäre ebenfalls mit sich selbst sehr zufrieden gewesen, hätten nicht all die schönen Sachen, mit denen man sie beladen hatte, ihr einen fast unerträglichen Zwang verursacht.

Man fuhr in die Oper, und der Pfarrer fuhr mit. Ein allgemeines Zeichen des Beifalls, ein lautes Gemurmel äusserte sich, als das reitzende Mädchen vornen in der Loge erschien, wo Herr Botte sie absichtlich Platz nehmen ließ. Der liebe Onkel rieb sich die Hände,

stieß mit den Füssen auf den Boden, und streichelte sich das Kinn. Das war so seine Lieblingsmanier, wenn er eine ausserordentliche Freude empfand. Karl sagte bei sich selbst: alle Männer bewundern sie; alle Männer möchten ihr gefallen, und ihr Herz gehört mein. Sophie betrachtete Karl, und ihre Augen sagten ihm: ich bin nur für Dich schön.

Antigone preßte ihr, Oedip dem Pfarrer Thränen aus. Herr Botte und Karl sahen nur Sophien; der gute Vater Edmund, der vor Erstaunen ausser sich war, hatte nie vermuthet, daß es so etwas prächtiges auf der Welt gebe. Er hatte von der Oper sprechen gehört, wie die Gläubigen von dem Paradies: er hatte keinen Begrif davon. Möchten wir, wenn wir einst die große Reise machen, eben so angenehm überrascht werden, als Edmund!

Der Pfarrer gieng in dem Augenblick weg, da das Ballet anfangen sollte. Wie Herr Botte nach Hause kam, fragte er ihn um die Ursache. „Die Gegenstände, sagte der Pfarrer, die aus der Mythologie genommen sind, sprechen weder zum Verstand, noch zum Herzen. Nur die Anordnung eines Ballets und die Behendigkeit der Tänzer verdienen Aufmerksamkeit, und endlich halte ich dieses Schauspiel mit der ernsthaften Würde meines Standes unverträglich." — Aber,

Pfarrer, man tanzt in Ihrem Dorfe; Sie erlauben es; zuweilen sind Sie selbst dabei. — Man tanzt dort nur, um zu tanzen; man kennt die studierten Mienen, die Stellungen, die graziösen Wendungen nicht, die alle nur Wollust athmen. Welcher Vater, welcher Ehemann möchte seine Tochter, seine Frau, so, wie in der Oper, tanzen lassen? Hier kündigt alles die Leidenschaften der handelnden Personen an, alles zielt dahin ab, diese Leidenschaften auch bei andern anzufachen, und das ist gefährlich, nicht der Tanz selbst, der an sich ganz unschuldig ist. — Ohne Zweifel ist er das, versetzte Vater Edmund, weil der heilige König David selbst vor der Bundeslade hertanzte; aber ich glaube nicht, Herr Pfarrer, daß er tanzte, wie man in der Oper tanzt.

Wenn der gute Pfarrer Abneigung gegen die Ballets äusserte, so sprach er desto lieber von den Schönheiten des Oedips. Er redete davon, wie ein Kenner der alten und neuen Literatur; seine scharfsinnigen Bemerkungen waren die Hauptwürze der Nachttafel, und Herr Botte, der ziemlich geduldig zuhörte, weil der Redner ihn interessirte, konnte doch nicht umhin, von Zeit zu Zeit auszurufen: Wie viele Kenntnisse bei einem Dorfpfarrer, ich kenne soviel Bischöfe und Kardinäle, die .... Pfarrer, Sie müssen die Kinder

meines Neffen erziehen: versprechen Sie mir's? Das war das höchste Zeichen der Achtung, das Herr Botte jemanden geben konnte. Fräulein von Arancey erröthete: der Pfarrer versprach, kam wieder auf die Oper zurück, und Herr Botte unterbrach ihn wieder durch den nemlichen Ausruf, um sich zu versichern, daß er seine kleinen Enkel, wie er sie nannte, erziehen würde.

Fünf bis sechs Tage verflossen in einer Reihe von abwechselnden und nicht ermüdenden Vergnügungen. Der Termin, der Karls Ungeduld endigen sollte, näherte sich immer mehr, Sophie, die immer bei ihrem Freund war, sah die Zeit völlig ruhig und in ungestörter Sicherheit verfliessen. Herr Botte freute sich über seine Wohlthaten, der Pfarrer über den glänzenden Zustand, in dem er seine Kirche wieder finden würde, Horeau über die allgemeine Zufriedenheit; selbst Edmund war glücklich, wenn die Erinnerung an seinen Sohn nicht seine unschuldige Freude störte, und Herr Botte füllte seine Stunden so aus, daß er nur bei Nacht an ihn denken konnte.

Da man nicht immer von Liebe, Kirche, Kostbarkeiten und Anzug sprechen kann, so kam zuweilen die Rede auf etwas, was keiner begrif, nemlich auf das lange Ausbleiben des Vorreiters, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, Wilhelm zu holen. Seit drei

Tagen wenigstens hätte er zurückkommen sollen, und es hielt schwer, Edmund zufrieden zu stellen, der seine guten Gründe hatte, diesen Verschub länger und ausserordentlicher zu finden, als ein anderer.

Man sprach einen Augenblick davon; da aber die Ereignisse, die uns zunächst angehen, auch ausschl..ssend unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so vergaß man den Vorreiter, und dachte an nichts, als an den Hochzeittag.

Schon Tags vorher herrschte gleich bei der ersten Morgendämmerung ein entsetzlicher Lärm in dem Hause. Der Haushofmeister und seine Untergebene, der Küchenvorsteher und seine Gehülfen, der Oberkellermeister u. s. w. beluden sehr geräumige Wägen so, als ob man den andern Tag eine Armee zu traktiren hätte. Die Kammerdiener füllten große Mantelsäcke, so daß Herr Botte zwanzigmal Kleider wechseln konnte, wenn ihm zwanzig Unfälle begegneten. Die Kammerjungfern stopften dreissig Schachteln mit Hüten, Frauenzimmeranzug und Spitzen für die reitzende Braut aus. Ein besondrer Packwagen sollte mit diesen hübschen Sachen beladen werden, die zusammen nicht vierzig Pfund wogen. Die Schneider probirten den Bedienten ihre neuen Kleider an, die Küchenjungen packten eine ungeheure Menge Küchengeräthschaften ein; die

Musikanten schickten ihre Instrumente; der Feuerwerker führte zehn Lastträger an, die eine Menge Feuertöpfe, Racketen und Schwärmer aufgepackt hatten. Das unterste Stockwerk war mit Sachen überfüllt, und der Hof voll von Leuten, die ab- und zugiengen. Ein Maulaffe stand bei der Hausthüre still, ein zweiter schloß sich an den ersten an, darauf der dritte, vierte, u. s. w. Die Strasse füllte sich mit Leuten, wie der Hof und die Zimmer. Ueberall war ein Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht hörte. Herr Botte war ganz entzückt.

Karl half ihm in seinen Anordnungen, so gut er konnte; aber der liebe Onkel fand nichts gut, als was er selbst anordnete, und Karl war eben nicht bös darüber, daß man ihn auszankte. Das gab ihm einen Vorwand, wieder zu Sophien hinaufzugehen. Er sagte ihr ein Paar Worte, küßte eine Hand oder eine Wange, sprang wieder herab, um sich von neuem ausschmälen zu lassen, und stieg wieder hinauf. Er lief unaufhörlich, voll von dem Gedanken an den morgenden Tag, und dergleichen Ideen sind wohl sehr geschickt, die Beine in Bewegung zu bringen.

Er befand sich gerade an dem Hofthor, als ein Herr, der in einem hübschen Kabriolet fuhr, verlangte, daß die neugierige Menge auf der Strasse ihm

Platz machen solle, um vorüberfahren zu können. Die Maulaffen, die, wenn ihrer mehrere beisammen sind, immer viel Keckheit haben, antworteten mit großem Lärm, daß sie auf dem Pflaster der Republik stünden, daß, wer ein Kabriolet haben könne, darum noch nicht berechtigt sey, dem Vergnügen der Bürger Eintrag zu thun, und daß der Herr eine andre Strasse einschlagen könne. Der Herr aber, der mit dem Gesindel nicht disputiren mochte, haut auf den ersten zu, der fällt auf den zweiten, dieser auf den dritten, alle pressen sich auf einander, alle rufen: Mord, Todtschlag! ich bin todt, und keiner hat auch nur einen Ritz in der Haut.

Indessen giengen einige von der Bürgerwache, bekanntlich eine sehr friedfertige Menschengattung, mit langsamen Schritten näher, um zu erfahren, was es da gebe. Der Herr, in der Meinung, man müsse es so viel möglich vermeiden, mit der Obrigkeit etwas zu schaffen zu haben, selbst wenn man Recht hätte, entschließt sich kurz, beugt um, und fährt in das offene Hofthor ein. Er streift da einen Packwagen, dort einen, er stößt mit dem Rad an einen Tragkorb mit kostbaren Liqueurs, der Korb zerbricht, die Bouteillen zerbrechen, und das Kabriolet wirft um. Der Kellermeister schreit, Karl schreit, der Herr schreit, der liebe

Onkel schreit noch lauter, als alle übrigen zusammen, und die gute Bürgerwache bleibt mit offenem Mund vor der Thüre stehen, weil es ihr verboten ist, das Heiligthum des Bürgers zu verletzen, und weil sie sehr genau die Anweisungen befolgt, die ihr vorschreiben, wenn sie einhalten soll.

Herr Botte läßt die Hausthüre schliessen. Die Bürgerwache begibt sich weg, die Pflastertreter stehen wieder auf, der Wundarzt, der herzugelaufen ist, geht seiner Wege, ohne daß er das Vergnügen hat, ein Protokoll abzufassen; die Leute im Innern des Hauses ziehen den Herrn aus dem Kasten hervor. Es ist der Schurke, der Wilhelm! sagte Herr Botte, es ist der Wilhelm, sagte Karl, es ist Herr Wilhelm, sagten die Bedienten; er sieht recht gut aus, sagten die Kammerjungfern. Während dieser Reden steht Wilhelm wieder auf, bittet wegen der Unordnung, die er verursacht habe, um Verzeihung, und während daß er seinen Respekt bezeugt, dreht Herr Botte, der geschworen hat, ihn nicht wieder zu sehen, ihm den Rücken, eine Kammerjungfer bringt seine Haare wieder in Ordnung, die andre bindet ihm sein Halstuch, die Bedienten richten seinen Wagen wieder in die Höhe, Karl nimmt ihn bei dem Arm, und führt ihn in

einen Winkel des Hauses, wo sein Anblick den lieben Onkel nicht mismuthig machen konnte.

„Seit wann bist du zu Paris? — Seit vier Tagen. — Du hast also den Heinrich nicht gesehen? — Nein. — Er sucht dich überall. — Wozu? — Um uns einen wesentlichen Dienst zu leisten. — Befehlen Sie, ich bin ganz zu Ihren Diensten. — Georges, Edmunds Sohn, du kennst ihn schon. . . — Ganz recht, der Ihnen überall in die Queere lief — hat seinen Vater verlassen. — Und Sie wollen, daß ich ihn wieder finden soll? — Ganz recht. — Sie sollen noch heute Nachricht von ihm haben. — In der That? — Ich habe Freunde unter den Subalternen bei einer gewissen Behörde, die alles erfährt. Ei, und was macht die gnädige Frau? — Heute ist sie noch nicht mein. — Desto besser, so bleibt Ihnen noch was zu wünschen übrig. — Aber morgen, Wilhelm, morgen! . . . Desto schlimmer, so haben Sie übermorgen nichts mehr zu wünschen. — Herr Wilhelm! — Das ist freilich ärgerlich, gnädiger Herr, ich weiß es wohl, aber es ist so. — Wirst du denn niemals gute Sitten annehmen? — Werden Sie denn immer so moralisch seyn? — Aufrichtig, Wilhelm, kann man die Moral entbehren? — O, ich recht gut. Ich theile die Menschen in zwei Klassen, in Schelme und Betrogene,

und es ist demüthigend, zu der Zahl der letztern zu gehören. Aber ich werde Sie nicht bekehren, und ich eile fort, um Ihnen einen Dienst zu leisten.

— „Noch einen Augenblick. Deine Adresse! — In dem großen Gasthof von Ostindien, in der Strasse des Gesetzes. — Und was machst du in diesem prächtigen Haus? — Mein Glück. Sie werden nach Herrn Mac-Mahon fragen lassen. — Mac-Mahon. — Ja, ich habe mich zum Irländer gemacht, das leitet von der Spur ab: ein Irländer, der wegen der letzten Unruhen geflüchtet ist, das setzt Karakter voraus! Ihr Herr Onkel hat mir hundert Louisd'or geschickt, weil ich Sie hinderte, sich zu ertränken; noch hundert andere habe ich von vier Kleinstädtern zu Andelys zu erhalten gewußt, für Dienste, die ich ihnen bei der Madame Grandval leistete; mit dem Gelde, mit meinem Kabriolet und mit meiner hübschen Figur habe ich der Wittwe eines Kolonisten den Kopf verrückt. Ihr Mann hat ihr eine reiche, aber etwas verwirrte, Erbschaft hinterlassen, und da die Weiber nur dem Vergnügen nachgehen, so weiß die junge Wittwe mir unendlichen Dank dafür, daß ich sie heirathe und ihre Angelegenheiten wieder in Ordnung bringe. — Und ist die Wittwe hübsch? — Entsetzlich garstig, aber sie hat eine Kammerjungfer, mit der ich schon Handel

eins geworden bin. — Das ist ja abscheulich, und die Heirath wird gewiß nicht zu Stande kommen. — Warum denn nicht? — Die Wittwe wird die Augen öfnen, noch eh' sie die Thorheit begeht. — Die Liebe macht blind. — Und dann müßtest du beweisen, daß du ein geborner Irländer bist. — Ich versteh' Englisch. — Aber deine Papiere? — Ich hab' alle nöthige Attestate, nach aller Form. — So, du hast einen Schurken gefunden? . . . — Ich wende mich nie an andere in Sachen, die ich selbst thun kann. — Herr Mac-Mahon! — Gnädiger Herr! — Mit Ihnen wird es schlimm zu Ende gehen. — Bringen Sie derweil Ihre Predigt in Ordnung, bis ich wieder komme. Ich suche Georges auf." Karls Rechtschaffenheit war empört über Wilhelms niedrige und schlechte Grundsätze. Er hatte sich die Ungnade des Onkels zugezogen, er hatte der Fräulein von Arancey misfallen, er verdiente keine Schonung. Inzwischen, wenn auf der einen Seite die Billigkeit durchaus verlangte, die Wittwe von seinen bösen Planen zu unterrichten, so erlaubte die christliche Liebe nicht, einen Sünder, der sich noch bekehren konnte, auf die Galeeren zu schicken. Karl dachte über die Art nach, wie zwei so verschiedene Interessen sich mit einander vereinigen liessen, als seine Sophie ihn rief. Er vergaß seine Betrachtungen,

und zum Unglück für Madame Mac=Mahon beschäftigte er sich nur mit der Gegenwart und mit dem Glück, das der morgende Tag ihm bringen sollte.

Es war acht Uhr Abends. Ein reiner Himmel, eine erfrischende Luft, das Entzücken der Liebe, allgemeiner Frohsinn, alles war Balsam für die Herzen. Jetzt hält ein Pferd vor dem Hause. Heinrich steigt ab. „Woher kommst du, Schlingel? sagte Herr Botte.“ — Gnädiger Herr, ich habe Wilhelm gesucht. — Sieben ganzer Tage lang? — Er war nicht mehr zu Andelys. — Wo hast du ihn denn gesucht? — Gnädiger Herr, er ist angeklagt, den Bankerot von vier Krämern des Orts veranlaßt zu haben, und ich glaubte, nichts besseres thun zu können, als ihn mit der Gensdarmerie zu suchen, die die Kunst, Vagabunden ausfindig zu machen, viel besser versteht, als ich. — Er ist hier, Rindvieh! — Gnädiger Herr, das freut mich. — Und früh oder spät wird er auf den Rabenstein kommen. Leg' dich schlafen. Du wirst Ruhe nöthig haben. — Mein Bericht ist noch nicht zu Ende, gnädiger Herr. . . . — Ich brauche nichts mehr zu wissen. Leg dich nieder, und laß dir eine Weinsuppe machen. — Aber, gnädiger Herr . . . — Wirst du gehorchen, Schlingel? — Ich bin einem Mann begegnet . . . — Soll ich dich fortjagen? — Dem Mann

mit dem Guckkasten. — Bezahl ihn, und schick ihn fort. — Nein, nicht so, gnädiger Herr, und ich behalte den Brief, weil Sie mich nicht anhören wollen. — Her mit dem Brief, Dummkopf! Damit hättest du anfangen sollen.

Während Herr Botte das Siegel erbrach und las, erzählte Heinrich, daß er in einer Dorfschenke den Mann mit dem Guckkasten angetroffen und sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen habe, weil er ihn so gern hätte. So habe er ihm denn auch erzählt, daß sein Herr ausserordentliche Anstalten zu der Verbindung seines Neffen mit der Fräulein von Arancey mache. Bei diesem Namen, fuhr Heinrich fort, glaubte ich, daß der Mann närrisch würde. Er lachte und weinte, er begehrte Papier, er schrieb und schrieb, er runzelte die Augbraunen, und sein Gesicht war voll Feuer. Er gab mir einen neuen Thaler. Das ist, sagte er, alles, was ich besitze, aber schwöre mir, diesen Brief der Fräulein von Arancey zuzustellen. Ich schwur es, nahm den Brief, und gab ihm seinen Thaler zurück. Mein Herr hat jetzt das Papier; es ist eben so viel, als ob ich es der Fräulein gegeben hätte, weil sie morgen seine Nichte wird."

Herr Botte las den Brief mehr als einmal, Erstaunen und Wuth malten sich auf allen seinen Ge=

sichtszügen. Bald schien er in tiefe Gedanken versunken zu seyn. Sophie saß bei ihm, er nahm ihre Hand, und drückte sie mit einem Ausdruck! . . . — Sophie fragte ihn erschrocken, was der unglückliche Brief enthalte? Ach, Fräulein! Sie werden es nur zu bald erfahren. Dieser Brief enthält Ihr, meines Neffen und mein Verdammungsurtheil. Ich konnte ihn Ihnen vierundzwanzig Stunden verbergen, alles wäre vollzogen, und Sie wären glücklich. Aber ich würde aufgehört haben, ein ehrlicher Mann zu seyn. Da, Fräulein, lesen Sie, und verbergen Sie mir Ihren Schmerz; er würde nur meinen Zorn vermehren.

Entfern dich, rief er mit einer fürchterlichen Stimme Heinrich zu! Geh mir aus den Augen. Du hast, ohne es zu wissen, alles, was um mich ist, unglücklich gemacht.

Sophie suchte eilfertig die Unterschrift. „Gott! . . . der Marquis von Arancey! Mein Vater!" Sie konnte nicht weiter reden. „Ihr Vater! rief Karl aus. Ihr Vater! wiederholten der Pfarrer und Edmund. Das ist sonderbar! sagte Horeau."

Sophie war unfähig zu lesen, und sie hatte es auch nicht nöthig. Hatte ihr nicht Herr Botte schon alles gesagt? Schon der Name des Marquis belehrte Karl über sein Schicksal; er trauert, er verzweifelt. Er war

nicht mehr der nemliche junge Mann, der einem gebieterischen, lange gegen seine Sophie eingenommenen, Onkel Widerstand leistete. Er fühlte, was er von einem Vater zu fürchten hatte, er fühlte, welche Schonung er ihm schuldig ist. Er ruft den Beistand des Herrn Botte, die Standhaftigkeit Sophiens, er fleht das Mitleiden des Pfarrers, Edmunds . . . an. Er glich einem schwachen Kinde, dessen Muth mit der Vernunft verschwunden ist, und noch hat er kein Wort, kein einziges Wort von dem Brief gehört.

Der Pfarrer nahm den Brief, den jeder zu lesen sich scheute. „Kinder, sagte er zu Sophien und Karln, die Verzweiflung ist nur ein Zeichen der Feigheit. Der Mann bietet dem Unglück eine eiserne Stirne dar. Nur der, der es verdient hat, kann unter der Last von Reue und Schande unterliegen. Ich werde Ihnen den Brief des Herrn von Arancey vorlesen. Hören Sie mich mit der Ruhe an, die der Tugend geziemt.

Brief des Herrn von Arancey.

„Aus Frankreich verbannt, habe ich mich nicht geschämt, eine elende Verkleidung anzunehmen, um dahin zurückzukehren, und ich bin nur um deinetwillen zurückgekehrt. Und doch, während ich mich allem aussetze, um mich meiner Tochter zu nähern, muß ich

erfahren, daß sie im Begrif steht, eine Verbindung einzugehen, die von der Art ist, daß schon der Gedanke daran ihren Stolz empören sollte.

Wenn dieser Brief früh genug in deine Hände kömmt, so befehle ich dir, mit Menschen zu brechen, denen du zwar, wie ich gestehe, Verbindlichkeiten hast, denen zu Gefallen du aber deinen Rang und Geburt nicht vergessen darfst. Ich schmeichle mir, daß meine traurige Lage mich nicht in deinen Augen verächtlich macht, und daß, da ich nicht vermögend bin, die Hülfe der Gesetze anzurufen, bei dir der heilige Titel eines Vaters hinreichend seyn wird.

Begib dich sogleich auf den Pachthof von Arancey. Ich werde dort eintreffen, sobald Alter und Entfernung es einem alten Edelmann erlauben werden, der der Bequemlichkeiten des Lebens beraubt ist. Ich werde vergessen, was ich gelitten habe, wenn ich dich gehorsam finde.

Der Marquis von Arancey.

Er ist alles beraubt, mein Vater leidet an allem Mangel, sagte Sophie schluchzend, und ich . . . und ich. . . — Ihr Vater, rief Karl, Ihr Vater ist ein Barbar . . . . er ermordet uns beide. — Ruhig, lieben Kinder, sagte Edmund. Ueberlaßt euch der Hofnung. Mußte nicht der Patriarch

Jakob sieben Jahre arbeiten, um Labans Tochter zu erhalten!

Herr Botte gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, alle Muskeln seines Gesichts waren gespannt, die Hände in einander gerungen, und das Auge funkelte. „Nein, rief er plötzlich aus. Das Gebäude von Glück, das ich mit so vieler Sorgfalt aufgebaut habe, soll nicht zusammenstürzen. Und wer will es einstürzen? Ein Mann, der so weit gebracht ist, daß er sogar seinen Namen verbergen muß, ein Mann, der sein Daseyn nur offenbart, um seiner Tochter das Herz zu brechen, so wie er sein Vaterland zerfleischt hat. — Halten Sie ein, halten Sie ein, sagte Sophie, beschimpfen Sie meinen Vater nicht. — Er ist es nicht, er ist unwürdig, es zu seyn. — Für mich bleibt er immer hochachtungswürdig. Hier warf sich das vortrefliche Mädchen zu den Füssen des Herrn Botte, und umfaßte seine Knie.

Herr Botte hob sie mit Erstaunen auf, setzte sie auf einen Stuhl, fuhr mit der Hand über die Augen, und schien aus einem schröcklichen Traum zu erwachen. „Die reinste Tugend beseelt Sie, Fräulein, in Ihrer Nähe muß man tugendhaft werden. Karl, Karl, welchen Schatz verlierst du! — Nein, mein Onkel, keine menschliche Gewalt ist im Stand, mich jemals von ihr

zu trennen. — In moralischer Hinsicht würdest du einen Raub begehen, Neffe, wenn du deinen Einfluß auf das Fräulein misbrauchen wolltest, um sie von ihren Pflichten abzuhalten. Bedenke, mein Freund, daß selbst, wenn du sie verlierst, es ein Bedürfniß für dich seyn wird, sie dein ganzes Leben hindurch hochschätzen zu können.

Morgen wird sie mit dem Pfarrer und Edmund nach dem Meierhof zurückkehren, nicht um eine Liebe belohnt zu sehen, die eines bessern Looses werth wäre, sondern um ein Muster für ihr Geschlecht zu werden.

Augenblicklich müssen Postpferde geholt, und Heinrich muß aufgeweckt werden. — Was wollen Sie thun, mein Onkel? — Er ist von allem entblößt. Sein Elend lastet auf Sophiens Herzen, und dieses reine Herz soll keinen Wunsch haben, den ich nicht zu erfüllen eile. Ich gehe dem Marquis entgegen, nehme ihn in meinen Wagen, stelle ihn der Fräulein von Arancey in einer anständigen Kleidung vor, und sie wird ihn wieder in sein Schloß einsetzen, das er lieber aus Ihren Händen, als aus den meinigen erhalten wird. — Ach, mein Onkel. — Ach, mein . . . Herr! — Aber glauben Sie nicht, daß ich etwas für ihn thue: dieser Schritt ist die letzte Huldigung, die ich der Fräulein darbringen will. — Aber, mein verehrungswür-

diger Onkel, werden Sie nicht suchen, ihn auf bessere Gedanken zu bringen, werden Sie nicht mit ihm reden? . . . — Ob ich mit ihm reden werde? Ja zum Henker, ich werde mit ihm reden, und das kräftig, und wenn er noch ein Herz hat, so wird er guten Gründen nachgeben. — Wenn er aber widersteht, Onkel. . . — Widerstehen, wenn ich ihn im Namen seiner Tochter anflehe! . . Hab' ich dir widerstehen können, ich, der ich nur dein Onkel bin?

In diesem kritischen Augenblick durchlief Wilhelm fast ausser Athem, und mit Schweiß bedeckt, die Zimmer, ohne von den Bedienten bemerkt zu werden, die an dem allgemeinen Schmerz und Verwirrung auch ihren Theil nahmen. Diese Theilnahme ist die süsseste Belohnung für gute Herrschaften. „Ich habe ihn gefunden, ich habe ihn gefunden, rief Wilhelm schon an der Zimmerthüre. — Wen? — Wen? — Wen? — Georges, Georges, rief Vater Edmund aus. Gott sey gelobt! sagte der Pfarrer. Herr Botte warf seine Börse zu Wilhelms Füssen. „Dieses Geld gehört dir rechtmäsigerweise; benutze es so, daß du keine Gewissensbisse empfindest, und laß dich nie wieder vor mir sehen.

Sophie, bleich und halb leblos, ließ sich von ihren Kammerjungfern führen. Zum letztenmal reichte sie Karln die Hand, und sagte ihm mit kaum vernehmli-

cher Stimme: Ach, mein Freund, wie viele Leiden haben wir uns bereitet!

Zweites Kapitel.

Karl hatte sich auf einen Sopha geworfen. Edmund und der Pfarrer bestürmten Wilhelm mit Fragen, die sie ihm kaum Zeit liessen, zu beantworten. Sie erfuhren, daß Georges in einer Unordnung nach Paris kam, welche an der Barriere (eine Art von Thoren) auffiel; man hatte ihm seine Papiere abgefordert; da er keine hatte, so erklärte er seine Absicht, bei einem Dragonerregiment sich anwerben zu lassen, und er hatte sich dort würklich engagirt. — Haben Sie selbst mit meinem lieben Sohn gesprochen, Herr Wilhelm? — Niemand kann mit ihm sprechen. Er ist eingesperrt, bis man gerichtlich die Wahrheit seiner Erklärung erhoben hat, daß blos der Kummer ihn bestimmt habe, Soldat zu werden? — Mein Sohn eingesperrt, mein Sohn im Gefängniß! Unglückliches Kind, du hast deinen Vater vergessen, und Gott hat dich dafür gestraft. Möchte er dir verzeihen, wie ich! Herr Pfarrer! Die Nachrichten, die man einziehen will, kann man nur von **mir** erhalten. Morgen mit Tagesanbruch gehe ich. . . . Wir gehen zusammen, Vater

Edmund. — Ja, Herr Pfarrer. Das Zeugniß eines Mannes von Ihrem Stand verstärkt auch die Kraft der Wahrheit. Wir wollen gehen, während unser armes Fräulein sich zur Abreise anschickt.

— Aber, versetzte Wilhelm, was bedeutet die Niedergeschlagenheit, die ich auf einigen, und die Verzweiflung, die ich auf andern Gesichtern bemerke? — Ach, antwortete Edmund, es sind hier große Veränderungen vorgegangen. — Wie so denn? — Herr von Arancey hat sich wieder vorgefunden. — Nun, will er nicht bei der Hochzeit seyn? — Aus der Ehe wird nichts, Herr Wilhelm. — Will Herr von Arancey sie nicht zugeben? — Ach, mein Gott, nein. — Und das ist alles, was Sie so in Verlegenheit setzt? — Ei, ist das nicht genug? — Wie gut Sie sind, ein Ausgewanderter! — Nun? — Sie verstehen mich nicht? — Nein, Herr Wilhelm. — Wie doch die ehrlichen Leute so vor den Kopf geschlagen sind! Herr Montemar kann sich morgen verheirathen. — Ich mich morgen verheirathen, Wilhelm! — Ja, gnädiger Herr. Mit Tagesanbruch besucht Edmund seinen Sohn, und ich gebe Herrn von Arancey bei der Polizei an. — Böswicht! — Jeder hat das Recht, alles zu thun, was das Gesetz nicht verbietet. — Und du hältst mich für fähig, ein Unglück durch ein Verbre-

chen abzuwenden! Geh, Schurke, und bedenke wohl, daß wenn dem Herrn von Arancey das geringste begegnet, du allein dafür verantwortlich bist. Bei diesen Worten stößt er Wilhelm fort, jagt ihn aus dem Zimmer, und Wilhelm wiederholt bei dem Hinausgehen: Ich werde nie etwas aus dem Menschen machen.

Man hört einen Wagen vorfahren. Es ist Herrn Botte's Reisewagen. Karl wirft sich in die Arme des Pfarrers, und verbirgt sein Gesicht und seinen Schmerz auf dessen Brust. Der Pfarrer läßt ihn Platz nehmen, und redet ihn mit jener liebevollen Sanftmuth an, die immer zum Herzen dringt. Bald ruft er seine Vernunft zurück, bald schmeichelt er seiner Liebe, bald tröstet er ihn. Karl ist nicht überzeugt, aber er hört zu. Um ihn gegen seinen Willen von seinen verzweifelten Ideen abzuziehen, zieht der Pfarrer Horeau und Edmund in die Unterredung. Horeau, der immer kalt bleibt, fesselte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes nicht, aber das Herz des Greisen erweiterte sich, wenn er von seinem Sohne sprach, und die Wärme eines gefühlvollen Herzens theilt sich leicht mit. Karl beschäftigt sich einen Augenblick mit Georges, um dann nur desto stärker wieder an Sophie zu denken, und der Pfarrer sprach wieder von dem vortrefli-

chen Mädchen, um seine Gedanken wieder auf Georges zu lenken: so vergieng die Nacht.

Der Morgen graute kaum, als Fräulein von Arancey die Treppe herabstieg, von allen den Zierrathen entkleidet, die die Großmuth des Herrn Botte so reichlich an sie verschwendet hatte. Das einfache zeugene Kleid, das sie von Edmund erhalten hatte, ihr kleiner, unter dem Kinn zusammengebundener, Strohhut, das sollte von nun an ihr einziger Putz seyn. Von einem ihrer Kammermädchen geführt, gieng sie durch den Vorhof, um in das einfache Kabriolet zu steigen, dessen sich Herr Botte bediente, wenn er inkognito auf den Meierhof fuhr: es war der einzige Wagen, den sie annehmen wollte.

Karl wurde sie gewahr, und sprang auf. Ersparen Sie sich, sagte der Pfarrer, den Schmerz eines letzten Lebewohls; bedenken Sie, daß Fräulein von Arancey es vielleicht nicht aushalten kann. . . . Um des Himmels willen, hören Sie mich doch. Vergebens! Karl glich einem wilden Strom, der alles wegreißt, was sich seinem Laufe widersetzt. Karl ist schon auf dem Säulengange, schon kniet er zu Sophiens Füssen auf dem Marmor. Er benetzt sie mit Thränen. Seufzer ersticken seine Stimme. Fräulein von Arancey kann dieses Schauspiel nicht aushalten; schon durch ihren eige-

nen Schmerz darniedergeschlagen, verlor sie die wenigen Kräfte, die sie noch hatte. Sie fühlt sich einer Ohnmacht nahe, und im Begrif, neben ihren Geliebten hinzusinken. Edmund weint, der Pfarrer weiß vor Rührung nicht, wozu er sich entschliessen soll, Horeau nimmt das unglückliche Mädchen in die Arme, trägt sie in das Kabriolet, setzt die Kammerjungfer neben sie, und befiehlt dem Kutscher fortzufahren. Dieser Befehl ist der härteste Schlag für Sophien: man raubt ihr mehr als das Leben, wenn man sie aus den Armen ihres Geliebten reißt. Sie strengt sich an, um herauszusteigen, und fällt wieder auf ihren Sitz zurück. Nein, sagte sie mit sterbender Stimme, nein, in dem Zustand, in dem er ist, kann ich ihn nicht verlassen. . . Der Unglückliche wird sterben. . . Wir werden beide sterben. . . Lassen Sie mich ihn sehen, ihn noch Einmal sprechen. . . — Ihr Vater, sagte Horeau, hat befohlen, Fräulein, und er hoft, daß sein Unglück ihn in Ihren Augen nicht verächtlich gemacht hat. — Fort von hier, sagte die Unglückliche.

Welch ein Tag, und wie verschieden ist er von dem, den man sich versprechen durfte! Man hebt Karl auf, man trägt ihn weg, beinahe leblos und wie vernichtet; man bringt ihn zu Bett. Horeau setzt sich zu diesem Lager des Schmerzens; und zwei Bediente werden so

gestellt, daß Karl sie nicht sehen kann, und sie einem Ausbruch der Verzweiflung vorbeugen können.

Es gibt Neigungen, die die herzzerreissendste Szene nicht in Vergessenheit bringen kan: von dieser Art ist die väterliche Liebe. Edmund betrachtet den Pfarrer, der Pfarrer versteht ihn, sie gehen beide schweigend nach der Kaserne. Sie zeigen ihre Namen an, man weist sie in die Wohnung des Obristen. Ich bitte Sie nicht, Herr Obrist! sagte Edmund, mir meinen Sohn wieder zu geben, aber ich flehe Sie an, ihn wie einen ehrlichen Mann zu behandeln; der arme Junge verdient den Verdacht nicht, den man auf ihn geworfen hat. — Ihr Sohn behauptet, daß der Kummer allein die erschrökliche Unordnung veranlaßt habe, in der wir ihn gesehen haben. — Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt, und wenn das Zeugniß eines Vaters Ihnen verdächtig ist, so werden Sie doch das eines würdigen Pfarrers nicht verwerfen, dessen Lippen die Lüge nie verunreinigt hat. — Herr Obrist, versetzte der Pfarrer: haben Sie Mitleiden mit seinen weissen Haaren; sein Sohn ist Ihrer Achtung würdig, schenken Sie sie ihm, und geben Sie ihm die Freiheit wieder.

Ritter Bayard war eben so gefühlvoll als tapfer: auch unser Offizier wußte auf gleiche Weise seinen

Stand und die Natur zu ehren. Er befiehlt; eine Pforte ōfnet sich, Vater und Sohn liegen sich in den Armen. Keine Vorwürfe von Seiten Edmunds, nur Segenswünsche, nur die zärtlichsten Liebkosungen erhielt sein Sohn von ihm.

Der Offizier ōfnet eine Mappe, und zieht ein Papier hervor: „Von einem Manne von seinen Jahren, sagte er zu Georges, verlangt das Vaterland nur ein freiwilliges Opfer, und Er war seiner Vernunft nicht mächtig, als Er die Anwerbung unterschrieb. Hier ist sie. Geh Er zurück, und unterstütz' Er seinen Vater; ich hoffe, daß der Minister mein Benehmen nicht mißbilligen wird."

Edmund und der Pfarrer drückten ihre Dankbarkeit aus. Georges war düster und nachdenklich, und sprach kein Wort. Sein Vater nahm ihn bei der Hand, und lud ihn ein, ihm zu folgen. „Ich kann nicht zurückkehren, mein Vater; ich muß, ich muß durchaus mich von ihr entfernen. Ich werde nicht bei einem andern in Dienste gehen." Ich bleibe Soldat, Herr Obrist, behalten Sie mich bei Ihrem Regiment; ich werde Sie bitten, mich meinen Vater besuchen zu lassen, wenn ich dereinst ohne Gefahr mich Oertern nähern kann, die. . . . Georges konnte nicht fortreden, sein Vater schwieg, der Pfarrer dachte nach, und bil-

ligte den Entschluß, den der junge Mensch ergreifen wollte. Der Offizier war es auch zufrieden, und bot die Summe an, die man denen gibt, welche freiwillig in Dienst treten. Ich übergebe mich, sagte Georges, aber ich verkaufe mich nicht. — „Erinnere dich mein Sohn, sagte der Pfarrer, daß man im Lager, wie in der Hütte, die Tugend ausüben kann. Der heilige Martin hat seine Waffen geheiligt. Geh' auf dem Pfade Gottes und der Ehre, und wenn du einst zu deinem Vater kommst, so finde er dich seiner würdig." Der Greis und der Pfarrer umarmten Georges, verbeugten sich vor dem Offizier, und traten traurig den Weg nach dem Meierhof an.

Ich wundere mich nicht, sagte Herr Botte unterwegs zu sich selbst, daß ich ihn nicht erkannt habe. Wer Teufels hätte den Marquis von Arancey unter diesem Rock von grobem Tuch, unter der wollenen Kappe und unter dem herabgeschlagenen Hut erkennen sollen, der ihm eine Hälfte des Gesichts bedeckte? Von Zeit zu Zeit fragte er Heinrich, ob er den Mann mit dem Guckkasten nicht sähe?

Heinrich erblickte ihn endlich, unter der Last seines Kastens gebückt. In welchem Aufzug er daher geht, dachte Herr Botte, und das Wesen gibt sich noch ein Ansehen! Er ließ seinen Wagen halten, und für ei-

nen tiefgekränkten Mann redete er noch ziemlich höflich den unglücklichen Marquis an. Der erste Augenblick des Erkennens setzte beide in Verlegenheit, aber sie dauerte nicht lange; der liebe Onkel vergaß den Brief nicht, und die Erinnerung an gewisse Ausdrücke vermehrte noch seinen gewöhnlichen Ungestüm. Der Marquis setzte ein Paar starken Ausfällen die hohen, kalthöflichen Manieren entgegen, die den vornehmen Leuten so geläufig und so geschickt sind, diejenigen, die sie nicht zur Vertraulichkeit kommen lassen wollen, in einer gewissen Entfernung von sich zu halten, die aber auf einen Mann von Herrn Botte's Karakter keine Würkung machen konnten.

Sie haben eine Tochter . . . — Ein Fräulein, ja, ich weiß es, mein Herr, — die mit einer seltenen Schönheit alle Eigenschaften vereinigt, welche ein Frauenzimmer achtungswürdig machen, und das wußten Sie vielleicht nicht. — Ich danke Ihnen für das Gute, was Sie von ihr sagen. — Das ist in der That ein Glück! — Nun, mein Herr, Fräulein von Arancey . . . ? — Schätzt einen Vater unendlich hoch, der die Rechte sehr weit ausdehnt, welche die Natur ihm gegeben hat. — Haben Sie die Güte, zu bedenken, daß ich von meinem Benehmen Niemanden Rechenschaft schuldig bin. — Der Mann, der sich nichts

vorzuwerfen hat, ist immer bereit, Rechenschaft abzulegen. — Ich bilde mir nicht ein, daß Sie so weit hergekommen sind, um mir die Lektion zu lesen? — Warum nicht, wenn Sie ihrer nöthig haben? — Sie sind noch immer Herr Botte. — Und Sie noch immer Herr von Arancey.

Man stand auf der Landstrasse, den Hut in der Hand, und jede beissende Rede ward mit einer tiefen Verbeugung begleitet. „Herr Botte, wir wollen uns ruhig gegen einander erklären." — O, ich bin sehr ruhig. — Sie sehen es nicht gerne, daß man gegen Ihren Willen handelt. — Das ist wahr. — Unsere Absichten stimmen nicht mit einander überein. — Das thut mir für Sie und für mich leid. — Aber das ist noch kein Grund, daß wir Feinde seyn sollten. — Ich liebe Sie ganz und gar nicht, aber ich hasse Niemand. — Also habe ich nicht zu befürchten, daß der eifrige Bewunderer der Fräulein von Arancey das Geheimniß ihres Vaters verrathe. — Wenn Sie mich einer solchen Schändlichkeit für fähig halten könnten. . . . — Erinnern Sie sich wohl, daß ich Sie hoch genug schätzte, um meinen Brief in Ihr Haus zu adressiren, da ich doch wissen konnte, daß er Ihnen mitgetheilt werden würde. — Sie quälen mich, Herr Marquis. Es ist vergeblich, einem Schurken zu empfehlen, daß er

rechtschaffen seyn soll; es ist unverschämt, Mistrauen in einen Mann, wie ich, zu setzen. — Aergern Sie sich nicht, mein lieber Botte. — Ich mässige mich, mein lieber von Arancey. — Ihr vornehmen Bürger seyd so seltsam! — Ei, warum sollten die Marquis allein das Recht haben, es zu seyn? Aber Sie sind unglücklich, ich bin Ihnen Rücksichten schuldig. Wenn ich dagegen angestossen habe, so bitte ich Sie recht aufrichtig um Vergebung. Lassen Sie mich nun auf den Zweck meiner Reise kommen, denn ich finde es gerade nicht nothwendig, zwei Stunden so auf der Strasse sich Stichelreden zu geben.

Nun so lassen Sie hören. Was ist der Zweck Ihrer Reise? — Ihre unglückliche Lage bekümmert Ihre Tochter ausserordentlich, und ich will Sie ihr in einem wenigstens anständigen Aufzug zuführen. — Erlauben Sie mir, mein Herr. . . . — Was Teufels wollen Sie, daß ich erlauben soll: Danksagungen, Protestationen? Ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie nicht liebe, und daß ich blos für Ihre Tochter handle, die ich sehr liebe. — Aber bemerken Sie, mein Herr. . . . — Was Teufels wollen Sie, daß ich bemerken soll? — Daß Leute von meinem Rang nichts annehmen, als was sie wieder heimgeben können. — Sie waren nicht immer so bedenklich. — Als ich siebentausend Thaler

von Ihnen entlehnte, konnte ich sie wieder bezahlen. — Das habe ich nicht gemerkt. — Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. — Und doch scheint es mir, daß ich deutlich rede. — Ich habe Erkundigungen eingezogen, mein Herr, alle meine Gläubiger sind von dem Kaufpreis meiner Güter bezahlt worden. — Ich nicht. — Und warum das? — Ich habe mich nicht gemeldet. — Es ist doch sehr seltsam. . . . — Gar nicht seltsam. Sie hatten mich gebeten, die Schuld geheim zu halten, ich hatte es Ihnen versprochen, und ich habe es gehalten. Uebrigens würde ich mich vergebens gemeldet haben. — Ich sehe keinen Grund ein. . . . — Der Grund ist der: ich habe keine Schuldner mehr, so bald sie im Unglück sind, und ich zerreisse dann ihre Schuldbriefe. — Wie? Herr Botte, Herr Botte! . . . — Das ist so meine Manier, und ich finde die meinige eben so nobel, als die von vielen andern Leuten. Aber jetzt genug davon. Lassen Sie Ihren Kasten hinten auf meinen Wagen binden, setzen Sie sich mit mir darein, und lassen Sie uns von etwas Interessanterem sprechen.

Herr von Arancey gerieth in Verwirrung. Einen Schuldbrief von siebentausend Thalern zerreissen! sagte er, indem er seine Zauberlaterne hinten aufband. Der Stolz war ungefähr sein einziger Fehler, und der

Stolz erstickt nicht die Dankbarkeit in einem gutgearteten Herzen.

Wie gerührt auch der Marquis war, so konnte er sich doch nicht entschliessen, Herrn Botte als seines gleichen zu behandeln. Er wollte einen Mittelweg finden, wodurch seine Vorurtheile und seine Verbindlichkeiten gegen den lieben Onkel in Einklang gebracht würden. Der Wagen fuhr fort. Herr von Arancey suchte noch die passenden Ausdrücke, und sagte kein Wort. Herr Botte freute sich innerlich über die Verlegenheit, in die er einen Mann von Stand setzte, und nahm sich vor, sie noch zu vergrößern. Der Marquis nahm endlich das Wort:

„Ich muß Ihnen, mein Herr, Rechenschaft ablegen von den Beweggründen meiner Auswanderung und meiner Rückkehr. — Sie vergessen, daß Sie niemanden von Ihrem Benehmen Rechenschaft abzulegen haben. — Das Ihrige zwingt mir Achtung ab, ich will die Achtung des Herrn Botte gewinnen, und diese Betrachtung überwiegt in diesem Augenblick alle übrigen. Hören Sie mich an, ich bitte Sie, und unterbrechen Sie mich nicht, wenn es Ihnen möglich ist. — Nicht leicht, das gesteh' ich Ihnen, aber fangen Sie nur an.” —

„Sie sind in Frankreich geblieben, weil Sie in der

republikanischen Regierungsform das Glück des Staats zu finden glaubten; ich bin ausgewandert, weil ich glaubte, daß die monarchische Regierungsform die einzige seye, welche für Frankreich paßte. — Unsere Meinungen hängen nicht von uns ab, und bis jezt haben Sie nicht Unrecht. — Meine Vorfahren sind von dem Hofe mit Gnadensbezeugungen überhäuft worden, und ich glaubte mich näher an die Sache eines unglücklichen Königs anschliessen zu müssen. — Ich glaube, daß Sie Recht haben. — Ich nahm Dienste in Deutschland. — Jetzt fangen Sie an, Unrecht zu haben. — In was denn? — Die alliirten Mächte führten den den Krieg nicht für den König, dem Sie dienen wollten. — Ich merkte es, und als die Russen nach Haus zogen, suchte und erhielt ich eine Anstellung bei dem russischen Kaiser. — Sie fangen wieder an, Recht zu haben. — Wenn Sie mich doch nicht bei jedem Wort unterbrechen müßten! — Jetzt habe ich Unrecht, und ich gesteh' es ein. — Ich weiß nicht, warum Seine Majestät der Kaiser mich unter der Menge von Franzosen auszeichneten, die sich in seine Staaten geflüchtet hatten. Aber ich gelangte sehr schnell zu einer hohen Stufe der Gunst, und ich habe eben so wenig die Beweggründe meines Falls als meiner Erhebung begriffen. Ich sah mich eines Tages in Ungnade ge-

fallen, verhaftet, mit andern Unglücklichen auf einen schlechten Wagen gepackt, und nach Siberien geführt. — Ah, der Teufel! In Siberien kann man nicht leicht Nachricht von sich geben, und so hat man hier zu Land glauben können, daß Sie todt wären. — Erlauben Sie mir doch, meine Erzählung fortzusetzen. — Ich schweige mein Herr, ich schweige.

Auf dem Wagen neben mir war ein junger Mensch, der durch seine Gestalt und seine Sanftmuth für sich einnahm. Der erste Anblick hatte mich für ihn eingenommen, er sprach französisch mit mir, und ich liebte ihn. Er war, wie ich, das Opfer der Unbeständigkeit großer Herren, und das Unglück bindet Menschen fest aneinander. Mein junger Freund beschäftigte sich blos mit mir. Ich konnte seine beständige Aufmerksamkeiten nur durch Dankbarkeit bezahlen: ich weihte sie ihm gänzlich. — Der Teufel! der Teufel! brummte Herr Botte zwischen den Zähnen.

Wir brachten acht Monate in den wilden Einöden, hundert Stunden hinter Tobolsk zu. Ohne die wachsame Sorgfalt des Ritters von Egligny wäre ich vor Kälte und Elend gestorben. Er war es, der in die gefrorene Erde ein Loch, eine Höhle grub, in der ich der Härte des Klima trotzte; er war es, der sich bei Tag der strengsten Kälte aussetzte, um mir Nahrung zu ver-

schaffen. Er kochte mir das Fleisch der Thiere, die er getödtet hatte, er bedeckte mich mit ihrem Felle. — Der Teufel, der Teufel! sagte Herr Botte.

Das Uebermaas des Elends kann gerade einen gesunkenen Muth erheben. Wir entschlossen uns, diese Einöden zu verlassen, und sollten wir unsere Verwegenheit mit unserm Leben büssen. Nach unglaublichen Leiden und Mühseligkeiten kamen wir in die russische Tartarei. Ihre Einwohner sind wild, aber doch rührte sie unser Elend. Sie zeigten uns Mitleiden, gaben uns Unterstützung, und führten uns an die Ufer des Meer's. Ein chinesisches Fahrzeug, das auf den Küsten Pelzhandel trieb, nahm uns an Bord, und führte uns nach Canton.

Wir fanden in diesem Hafen ein Hamburgisches Schif, dessen Kapitän, ein geborner Franzose, die Familie von Egligny kannte, und ich hatte meinem jungen Kameraden das Ende der Leiden zu verdanken, die mich drückten. Auf Kosten des Kapitäns zu Canton beherbergt, ernährt, gekleidet, von ihm nach Hamburg geführt, hatte ich nur einen Entschluß zu ergreifen, nemlich den, nach Frankreich zurückzukehren, wo ich Hülfsquellen finden, und meinen Freunden meine Schuld abtragen konnte. Ein unwiderstehlicher Beweggrund bestärkte mich in diesem

Vorsatz, die Hofnung, ein geliebtes Kind wieder zu finden, dessen Schicksal mir gänzlich unbekannt war.

„Ich reiste ab, ohne Papiere, ohne Geld; ich kannte die Gefahr, der ich mich aussetzte, und ich wollte nicht, daß von Egligny sich ebenfalls aussetzen sollte. Wir sind unzertrennlich, sagte er zu mir, ich habe Ihr Elend getheilt, ich werde Ihre Gefahren theilen. Was konnte ich thun? Ihn mehr als jemals lieben. — Verdammt, verdammt! sagte Herr Botte.“

„Die Jugend hat etwas Anziehendes. Von Egligny gefiel allgemein durch seine äussern Reitze, man liebte und schätzte ihn wegen dessen, was er für mich gethan hatte. Ein Hamburger Kaufmann gab ihm Reisegeld, und half ihm den französischen Residenten täuschen. Wir erschienen vor diesem Minister unter der Aussenseite von Leuten, die von ihrem geringen Gewerbe leben, und niemanden verdächtig sind. Wir erhielten Pässe, reisten ab, und vergossen Freudenthränen, als wir das Land wieder sahen, in dem wir geboren wurden, und das wir nie wieder sehen sollten.“

„Die höchste Vorsicht mußte nothwendig unsere Schritte leiten: wir konnten nur unter der Hand Erkundigungen einziehen: wir fürchteten uns, die Leute zu befragen, und erhielten keine Kenntniß von dem, was zu entdecken ich so sehr wünschte. Wir beschlossen

uns zu trennen, und auf diese Art unsre bisher fruchtlose Nachforschungen gleichsam zu verdoppeln. Der von Egligny kann drehen, und seine Arbeit verschaft ihm einen sichern Lebensunterhalt. Ich verstehe nichts, und wendete daher das wenige Geld, das uns übrig blieb, dazu an, mir diesen Kasten anzuschaffen. Um diese Zeit kam ich auf Ihr Schloß, wo Sie mich sahen, ohne mich zu erkennen."

„Nach vielen vergeblichen Hin- und Herzügen erfuhr ich blos, daß die Anverwandte, der ich meine Tochter anvertraut hatte, gestorben war, und das Kind' wie man glaube, nicht in Paris geblieben sey. Ich erfuhr, daß meine Güter verkauft wären, und ich bildete mir ein, daß einer von denen, die sie um einen geringen Preis gekauft hatten, sich der armen Waise angenommen haben werde. Ich kam zu allen, mit meinem Kasten auf dem Rücken, und ich fand nirgends meine Sophie."

„Die Nachforschungen des von Egligny waren nicht glücklicher. Ich ward traurig, ich verzweifelte, und in dieser Stimmung saß ich eben hinter einem Graben, als Ihr Vorreiter vorbeiritt, mich erkannte, und mit mir redete. Urtheilen Sie von meiner Ueberraschung, von meiner Freude, als ich von ihm erfuhr, daß Edmund, gegen den ich — ich gesteh' es — zu-

weilen sehr hart war, meine Tochter aufgenommen, und sie, wie seine Tochter, erzogen hätte."

— „Das kann Ihnen beweisen, daß unter den Menschen kein wesentlicher Unterschied Statt findet, es sey denn in Hinsicht auf die Eigenschaften des Geistes und Herzens. Durch einen eiteln Glanz verblendet, hielten Sie dafür, Sie stünden sehr hoch über Edmund. Von allen Flittern, die Sie umgaben, entblößt, und blos nach Ihrem wahren Werthe beurtheilt, finden Sie jetzt, daß Edmund sehr hoch über Ihnen steht. Sie dürfen deshalb nicht so sauer sehen; ich sage jedermann die Wahrheit, und Sie haben mehr als jemand nöthig, daß man sie Ihnen sagt. Ich komme jetzt auf Ihre Erzählung zurück."

„Ihre Leiden haben mich gerührt, Ihr Chevalier ist ein braver junger Mann, und Sie waren nur darum so ausführlich bei Erzählung dessen, was er für Sie gethan hat, um mich auf das vorzubereiten, was Sie mir noch nicht gesagt haben. Die Hand Ihrer Tochter soll Ihre Schuld abtragen. — Sobald, antwortete der Marquis hitzig, als es die Umstände erlauben werden. — Ei, ei, muß ich Sie noch belehren, daß der Mann, der nur noch auf die öffentliche Achtung Anspruch machen kann, sich zu der Ausübung der einfachsten Tugenden zum ersten Anfang bequemen

muß. Wissen Sie nicht, was Sie Ihrer Tochter schuldig sind? — Glück. — Und glauben Sie, ihr das zu verschaffen, wenn Sie sie eines Mannes berauben, den sie liebt, um sie einem Unbekannten zu geben, den Sie ihr von dem Eismeer her zuführen? — Es ist der Gemahl, der für sie paßt. — Wie wissen Sie das? — Ich habe ihn gewählt. — Ein schöner Grund. — Einer wohlerzogenen Tochter wird er genügen. Aber reden wir nicht mehr davon, ich bitte Sie. — Ei bewahre, ich m u ß mit Ihnen davon reden. Ihr Chevalier hat keine Liebe zu Sophien. . . — Zu Sophien! — Und wenn er erfahren wird, daß sie schon einen andern liebt. . . — Fräulein von Arancey wird es ihm verschweigen. — Sie ist das fähig, aber i ch werd' es ihm sagen, ich. — Da werden Sie ein Unrecht weiter begehen, und doch nichts hindern, meine Tochter wird ihre Pflicht thun. — Sie wird ihr ganzes Leben lang unglücklich seyn, weil Sie, die Sie Ihren König so sehr lieben, kein Mitleiden mit Ihrer Tochter haben. Ihre Zurückkunft konnte für sie eine Wohlthat des Himmels seyn, und Sie bringen sie dahin, daß sie im Stillen darüber seufzen muß, Sie wieder bei sich zu sehen. Herr von Arancey, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, um Ihrer Tochter willen, die mir sehr werth ist, um Ihrentwillen, um der

späten Reue willen, die Sie . . . — Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, und ich wiederhole es, daß Sie gut thun werden, von etwas anderm zu reden; schon zu lange ertrage ich Ihre Sonderbarkeiten und Ihre anstössigen Ausdrücke. — Sie sind weniger anstössig, als die in Ihrem Brief. — Mein Brief enthält meine Meinung, meine unwiederrufliche Meinung. — Die sehr ungereimt ist. — Herr Botte! . . . — Ei was? mein Herr! ich habe Ihnen zugehört, solang Sie wollten, Sie werden die nemliche Gefälligkeit für mich haben. Wir wollen einmal sehen, auf was sich die Meinung stützt, die Sie so pathetisch in Ihrem Briefe ausdrücken; wir wollen sehen, warum Ihre Tochter sich schämen sollte, in eine Verbindung mit uns zu treten."

"Ihr Urgroßvater war Reichsmarschall von Frankreich, und der meinige Matrose; bis jetzt ist der Vortheil ganz auf Ihrer Seite. Ihr Großvater war Feldmarschall, und der meinige Lootsmann; hier nimmt der Vortheil schon etwas ab. Ihr Vater war Obrist, der meinige Schifskapitän über ein Schif, das ihm eigenthümlich gehörte, die zwei nähern sich einander ziemlich. Sie waren Reiter bei der königlichen Garde, und haben einen Theil Ihres Vermögens aufgezehrt. Ich war der Mann des Staats, dem ich Ka-

pitalien geliehen habe. In Friedenszeiten schickte ich Handelsflotten in beide Indien, in Kriegszeiten rüstete ich Kriegsschiffe aus, verschafte der Flagge des Königs Respekt, und meine Faktoren verschaften zu allen Zeiten meiner Redlichkeit Achtung bei den Völkern zweier Welttheile. Ich habe Millionen erworben, ich habe jedermann, ich habe Ihnen, Gutes gethan, ich will noch mehr für Ihre Tochter thun, und, alles wohl erwogen, zum Teufel, sollten Sie dem Herrn Botte Dank wissen, daß er mit dem Exmarquis von Arancey sich gleichstellen will."

— „Wollten Sie wohl Ihren Wagen halten lassen? sagte der Marquis, bleich vor Zorn. — Warum? — Ich will aussteigen. — Wozu? — Um meine Reise zu Fuß fortzusetzen. — Welche Grille fährt Ihnen durch den Kopf? — Ich habe den Platz, den Sie mir anboten, nur angenommen. . . . — In der Ueberzeugung, daß ich Ihrem Stolz schmeicheln würde, nicht wahr? Herr Marquis, ich schmeichle Niemanden. — Wollten Sie wohl Ihren Wagen halten lassen? — Nein, ich will nicht. — Das ist stark. — Ich habe Ihrer Tochter versprochen, Sie im Wagen zurückzubringen, und Sie sollen nicht zu Fusse gehen; ich habe ihr versprochen, Sie anständig zu kleiden, und das werde ich in Saint Germain thun, wo wir

stillhalten. Sie sind ganz roth vor Zorn, Ihr Auge droht mir, aber zum Henker, ich habe auch einen Kopf . . . Sie werden meine Fenstergläser zerbrechen! . . . Ich werde andere machen lassen, aber Sie fahren, und in dem Wagen des Herrn Botte."

Der Marquis war seiner nicht mehr mächtig. Er versicherte, daß, wenn er Waffen hätte, er dem gemeinen Bürgersmann, der es wage, ihn zu beschimpfen, das Gehirn zerschmettern würde. Herr Botte antwortete, daß alles, was er dabei gewinnen würde, nur darin bestünde, daß er allein reisen müßte, wofern er nicht auch seinem Kammerdiener und Heinrich, die schon ihre Befehle hätten, das Gehirn zerschmettern würde; er fügte noch bei, daß es nicht vorsichtig sey, so viele Köpfe wegzuschlagen, wenn man wegen seines eigenen nicht sicher seye. Der Marquis, der dadurch noch aufgebrachter wurde, war im Begrif, die Hand aufzuheben; der liebe Onkel sah die Bewegung, die Herr von Arancey aus Rücksichten des Wohlstandes schnell zurücknahm, und sagte: Schlagen Sie zu, wenn es Ihnen Vergnügen macht; ich werde den Vater meiner Nichte nicht entehren, indem ich ihm einen entehrenden Schlag zurückgebe. — Ihrer Nichte . . . Ihrer Nichte! sie wird es niemals werden. — Sie

wird es werden, zum Henker! und inzwischen, was Sie auch thun mögen, fahren Sie Post.

Während dieses heftigen Streits hielt der Wagen bei dem Thor von Saint Germain still, und Herr von Arancey rief den Einnehmern, ihm den Kutschenschlag aufzumachen. Er wurde sogleich geöfnet. Der Marquis machte, ungeachtet seines Alters, einen schnellen Sprung auf das Pflaster; der liebe Onkel sprang nach ihm heraus, und sagte zu den Zolleinnehmern: Ich heisse Botte.

Bei diesem Namen verschwendete man an ihn nicht jene Respektsbezeugungen, die der mächtige Mann, den man fürchtet, erpreßt, sondern alle Zeichen der Achtung, die man so gerne dem nützlichen Manne gewährt, und der Marquis begrif nicht, daß man gegen einen Bürger so höflich seyn könne. Der liebe Onkel fuhr fort: ich heisse Botte; der Herr ist mein naher Anverwandter. Er hat den Kopf verloren, das können Sie leicht aus dem närrischen Aufzug schliessen, den er sich angelegt hat; er ist zuweilen wüthend; daran werden Sie nicht zweifeln, da Sie seine wüthende Miene und die Art sehen, wie er meine Fenster zugerichtet hat. Ich führe ihn in ein Krankenhaus bei Paris; er will mir entwischen, und ich bitte Sie um Mannschaft, um ihn in das Wirthshaus zu führen,

wo ich ihn anständig kleiden lassen will. So geh doch, Vetter, geh doch!

Bei dem Namen Vetter verzerrte Herr von Arancey sein Gesicht ganz entsetzlich, und die Zuschauer zweifelten nicht, daß er rasend seye. Zwei Soldaten von der Wache treten hervor, und der liebe Onkel hat kaum noch die Zeit, seinem Vetter ins Ohr zu sagen: Wenn Sie läugnen, daß Sie mein Verwandter sind, so müssen Sie sagen, wer Sie sind, und beim Teufel, alsdann habe ich Sie nicht angegeben!

Herr Botte nimmt seinen Vetter unter den Arm; der Kammerdiener und Heinrich gehen voran, die zwei Soldaten bilden die Arrieregarde, und die Maulaffen des Orts gehen hintennach und nebenher. Was konnte Herr von Arancey thun? Sich führen lassen und schweigen. Das that er auch.

Man kommt ins Wirthshaus. Herr Botte bringt seinen Verwandten in das schönste Zimmer, läßt die Fensterläden vermachen, stellt die zwei Soldaten aussen vor die Thüre, läßt alle Krämer und Schneider des Orts kommen, und ein kostbares Nachtessen auftragen. Der Marquis ergrimmte, aber wie! bald zerbrach er ein Teller, bald ein Glas. . . . „Recht, Vetter, Recht. Zerbrechen Sie alles, was Sie wollen, aber versuchen Sie dis Rebhuhn . . . ein wenig von diesem Milch-

rahm . . . ein Glas alten Wein." Der Marquis aß in einem fort, eben so sehr aus Zorn, als aus Bedürfniß, und die Leute im Wirthshause bemerkten, daß der Vetter für einen Narren einen guten Appetit habe.

In einer kleinen Stadt wird eine Mücke zum Elephanten. Das Gerücht von Herrn Botte's Ankunft verbreitete sich sogleich; man redete nur von seiner Freigebigkeit und von seinen Schätzen. Man versicherte, daß er um das Königreich Siam gehandelt habe, und die Unterhandlung nur deswegen fehlgeschlagen sey, weil er die Beschneidung ausserordentlich fürchte. Man sagte . . . man sagte . . . was sagte man nicht? Die erste obrigkeitliche Person im Ort hielt es nicht unter ihrer Würde, dem Verlangen eines Mannes zuvorzukommen, von dem sie zwar nicht glaubte, daß er einen Thron habe erwerben wollen, der aber doch seinen Reichthum durch tausend Kanäle zirkuliren ließ, und dem Staat ausgezeichnete Dienste leistete. Sie bot also Herrn Botte die Mittel an, über die sie verfügen konnte, um ihm seinen Neffen sicher fortbringen zu helfen.

Da Leute, die sich niemals sahen, sich auch nichts zu sagen haben, und man doch reden muß, wenn man nicht für einen Narren gehalten seyn will, so fieng die

Magistratsperson damit an, über die Krankheit des Vetters sehr umständliche Fragen anzustellen. Herr Botte antwortete durch ein schröckliches Gemälde einiger Anfälle, von denen er Zeuge gewesen sey. Das Gemälde war so grell, die Pinselstriche zuweilen so komisch, daß der Marquis, ungeachtet seiner Wuth, in ein lautes Gelächter ausbrach. Die Magistratsperson bemerkte mit vielem Scharfsinn, daß das Lachen nur konvulsivisch sey, und einen nahen Paroxysmus verkündige. Sie schlug dem Herrn Botte vor, er möchte einen Haufen berittener Leute mit sich nehmen, und Hände und Füsse seines Verwandten mit Ketten belegen lassen, die man ausstopfen werde, um die Haut zu schonen. Bei diesem Vorschlag verzerrte der Marquis sein Gesicht entsetzlich, und er würde wahrscheinlich seinen Namen genannt haben, wenn Herr Botte nicht geantwortet hätte: sechs Menschen würden immer über Einen Narren Meister, und Ketten würden unfehlbar die Wuth seines unglücklichen Verwandten nur vermehren.

Gegen Ende des Nachtessens brachte man alles, was nöthig war, um dem Marquis das Aussehen eines reichen Mannes zu geben. Der Kammerdiener und Heinrich mußten ihn ankleiden. Eine halbe Stunde nachher stieg er ziemlich ruhig wieder in den Wa-

gen, und man fuhr aus Saint Germain unter der Bedeckung von vier stark bewafneten Gensdarmes.

„Ich bitte Sie recht sehr um Verzeihung, Herr Marquis, daß ich ein wenig starke Mittel angewendet habe, aber die Wünsche Ihrer Tochter sind Befehle für mich; ich mußte ihre Absichten erfüllen, und ich habe nichts gethan, zu dem Sie mich nicht gezwungen hätten. Hm! ... Wie? Keine Antwort? Nun, so wünsch ich Ihnen gute Nacht, Herr Marquis. Ich fühle ein Bedürfniß, meine tägliche Gewohnheit zu beobachten, und nach dem Abendessen zu schlafen.

Im Vertrauen auf die Gegenwart seiner Bedeckung von Reiterei, schlief Herr Botte würklich ein. Der Marquis hatte nur darum nicht geantwortet, weil er in seinen Taschen eine neue Nahrung für seinen Zorn gefunden hatte. Der liebe Onkel vergaß nichts, und sein Gefangener hatte bei dem Betasten seiner Westentaschen bemerkt, daß Herr Botte sie mit Gold ausgestopft hatte. Man mußte bei sehr übler Laune seyn, um alles so verkehrt zu nehmen, und ich kenne viele Leute, die in einem solchen Fall, anstatt ein hartnäkkiges Stillschweigen zu beobachten, ihrer Dankbarkeit wenigstens durch Worte Luft gemacht hätten.

Indessen hört man einen Pistolenschuß und Geschrei im Innern des Waldes. Der Marquis, überzeugt,

daß eine Diversion ihn aus der Sklaverei befreien werde, erwartet die Räuber ruhig. Herr Botte, der alles recht thut, schläft auch fest. Er fuhr fort zu schnarchen. Die Gensdarmes hielten dafür, es sey besser, einen Narren entwischen, als einen Menschen umbringen zu lassen, und rüsteten sich, dem Unterdrückten beizustehen. Da sie nicht wußten, mit wie viel Leuten sie zu thun haben würden, so forderten sie den Kammerdiener und Heinrich, die beide gut bewafnet waren, auf, ihnen Beistand zu leisten. Diese hatten keine Lust, sich zu schlagen, aber sie mußten sich wenigstens so stellen. Sie ritten in den Wald, fest entschlossen, die Gensdarmes bei dem ersten Angrif zu verlassen. Der Postknecht, der äusserst erschrocken war, haute entsetzlich auf die Pferde, und der Wagen kam im Galopp vor der nächsten Post an.

Die Pferde werden gewechselt, der Postillon tritt an den Kutschenschlag, der Marquis läßt das Glas herab, und bemerkt, daß er aller seiner Wächter entledigt ist. Der Postillon allein kannte seine Geschichte, und um keine Zeit zu verlieren, gab er ihm ein Louisd'or, und zog das Glas wieder hinauf. Der Postillon, welcher fürchtete, man werde verlangen, daß er darauf herausgebe, steigt eilends wieder aufs Pferd und reitet fort; kaum hat er die Zeit, seinem Kame-

raden zu sagen, daß der Wagen eine Bedeckung gehabt habe, und die Gensdarmes ihn verlassen hätten, um Räubern nachzusetzen.

Herr von Arancey war sehr gut gekleidet, sein Ausseres voll Anstand, und sein Zeugniß mußte wenigstens eben so viel gelten, als das des lieben Onkels. Der neue Postknecht hatte von der Sache noch nicht genauer unterrichtet seyn können, er war daher nicht zu fürchten, und der Marquis wußte ihn gleich zu gewinnen.

Man kam an den Schlagbaum von Paris, und unser Schläfer fuhr noch immer fort, schnarchend zu verdauen. Der Marquis sagte zu den Einnehmern: Ich heisse Botte. Ich habe die Güte gehabt, in dem Wald einen ziemlich gut gekleideten Mann mit mir zu nehmen, der sehr ermüdet schien. Während ich schlief, hat der Mann mir meine Schreibtafel entwendet.

Der Name Botte macht hier den nemlichen Eindruck, wie zu Saint Germain; man denkt nicht einmal daran, die Wahrhaftigkeit des Erzählers zu bezweifeln. Der Offizier bei diesem Posten aber, der diesen Namen noch nie nennen gehört hat, bemerkt den Einnehmern, man müsse mit Herrn Botte eben so verfahren, wie mit andern. Er fragt den Post-

knecht, der antwortet: sein Kamerad habe ihm würklich ein paar Worte von Leuten gesagt, die die Reisenden beraubten, er wisse aber nichts Bestimmtes. Der Offizier bemerkt, daß die Vermuthung gegen den Angeklagten sey, und daß man ihn selbst vernehmen müsse. Der Marquis sieht jetzt den Augenblick, da er Revanche nehmen kann. Er stößt den lieben Onkel hart an, weckt ihn jählings auf, und sagt ihm ins Ohr: Wenn Sie läugnen, daß ich Herr Botte bin, so werden Sie sagen müssen, wer ich bin, und alsdann sind Sie der, der mich angegeben hat.

Herr Botte macht große Augen, fühlt die Nothwendigkeit, nun seinerseits zu schweigen, steigt auf die Ermahnung des Offiziers aus dem Wagen, und — über allen Ausdruck erstaunt, daß er weder seine Gensdarmes noch seine Leute sieht — tritt er in die Wachstube, und fängt an, eine List zu argwohnen, die es ihm unmöglich seyn werde, zu vereiteln. Der Marquis steigt nach ihm aus, schützt ein Bedürfniß vor, entfernt sich einige Schritte, dann wieder einige Schritte, schlüpft in ein Gäßchen, und läßt den Postknecht, die Pferde und den Wagen auf dem Pflaster, und Herrn Botte in der Wachstube.

Der Offizier will ein regelmäsiges Verhör anfangen, Herr Botte lacht ihm ins Gesicht. Jener tobt,

dieser flucht. Jener versichert, er wolle ihn ins Gefängniß führen lassen; dieser antwortet spöttisch: das kann er nicht. Der Offizier kommandirt einige Mann herbei, Herr Botte zieht seinen Hirschfänger. Der Offizier lacht nun ihm ins Gesicht, befiehlt den Leuten, den Arrestanten fortzuführen, und dreht ihm den Rücken.

Herr Botte war kein Raufer, und er sah, daß sein kleiner Hirschfänger so wenig Eindruck machte, daß man ihn ihm nicht einmal abnahm. Was sollte er nun thun, um nicht im Gefängniß zu schlafen, wo Jedermann, und besonders ein Millionär, das Nachtquartier ungern nimmt? Er konnte nur Eine Partie ergreifen, nemlich beweisen, daß man ihm einen Streich gespielt habe. Aber, um den Marquis nicht auszusetzen, mußte er wissen, daß dieser den Augenblick benutzt habe, seinem hartnäckigen Vetter zu entwischen, und deshalb verlangte Herr Botte, daß man ihm wenigstens seinen Ankläger gegenüber stellen solle. Der Offizier antwortete ungestüm: das werde schon im Gefängniß geschehen. Die Einnehmer, die Wache, die Vorübergehenden, Alles stimmte für das Gefängniß. Nun so führt mich dahin, sagte Herr Botte, und gab seine Waffe mit Würde dem Sergeant, der sie ihm nicht abforderte.

Heinrich und der Kammerdiener hatten sich mit Ruhm bedeckt, ohne Gefahr zu laufen. Die vermeintlichen Räuber waren Wilddiebe, die einen Rehbock geschossen hatten, und das Geschrei, das so in Schrecken gesetzt hatte, war nur ein unbedachtsam gewagtes Freudengeschrei. Bei der Annäherung von Pferden hatten die Jäger ihren Raub verlassen, und sich unter ein Gebüsch versteckt, wo bei der Dunkelheit der Nacht es nicht möglich war, sie zu finden. Heinrich war muthig auf den Rehbock zugesprungen, hatte ihn hinten auf das Pferd gepackt, und die Gensdarmes hatten ihn machen lassen, in der Meinung, daß dieses Nebenverdienst dem lieben Onkel nicht mißfallen würde, dessen Dankbarkeit niemals zweideutig war.

Die zwei Bedienten waren erstaunt, als sie den Wagen angehalten sahen, und noch erstaunter, als sie niemand darin fanden. Ihr Erstaunen verdoppelte sich, als sie Herrn Botte mitten unter einem Haufen Soldaten sahen. Sie stiegen ab, näherten sich dem Offizier, und nannten ihren Herrn. Herr Botte, der nicht gewiß weiß, ob der Marquis nicht noch im Wagen ist, gibt ihnen mehrere Zeichen, daß sie schweigen sollen; aber diese Zeichen, der Rehbock, die verstörte Miene der zwei Leute, alles das wird von dem Offizier gedeutet. Er läßt den Kammerdiener und Heinrich von den

Soldaten in die Mitte nehmen, und den Rehbock in die Wachstube bringen.

Herr Botte redete seinen Leuten leise ins Ohr, das verstärkte den Verdacht. Seine Leute antworteten eben so, und jetzt ist es ausgemacht, daß es Mitschuldige sind. Und doch war nichts einfacher, als ihre Reden. „Ist der Marquis noch im Wagen?" Gnädiger Herr, er ist entflohen!

Der liebe Onkel glaubte, er sey jetzt ausser aller Verlegenheit. Er versicherte: er sey Herr Botte, man zuckte die Achseln. Er zog seine Schreibtafel heraus, an die man nicht mehr dachte, und die ein Gerichtsschreiber gewiß nicht vergessen hätte. Der Offizier nahm sie, machte eilfertig ein Verzeichniß über die darin befindlichen Kassenbillets, stellte sie dem Sergeanten zu, und wiederholte den Befehl, abzumarschiren. Herr Botte schrie über Ungerechtigkeit, die Gegenpartie sprach von Spitzbuben. Er wird wüthend, tobt und flucht, versichert, daß er keinen Schritt gehen werde, aber ein tüchtiger Kolbenstoß in den Hintern überzeugt ihn, daß Widerstand vergeblich ist.

Zum Teufel! sagte Herr Botte, indem er gieng, und sich den Hintern rieb, der Streich ist empfindlich, aber gut, recht gut gespielt für einen Marquis.

Man wollte ihn auf Anzeigen einkerkern, die zu

einem weitläuftigen Protokoll Stof geben mußten. Der Offizier fühlte die Nothwendigkeit, es wenigstens hintennach abzufassen, da er vorher nicht daran gedacht hatte. Es war nur eine kleine Schwierigkeit dabei, nemlich, daß der Offizier, der sich sieben Feldzüge hindurch recht brav geschlagen hatte, keine Zeit gehabt, schreiben zu lernen. Er gestand seine Verlegenheit den Einnehmern, die die Feder mit einer Miene voll Hoheit, wie Narren sie sich so gern geben, in die Hand nahmen, und nicht unterliessen, den Offizier fühlen zu lassen, daß ein Einnehmer, der schreiben kann, in Friedenszeiten nützlicher ist, als ein Soldat, der nichts weiß.

Während man in der Wachtstube protokollirte, wurde der Postknecht auf der Strasse ungeduldig. Er trat endlich hinein, um den Herrn Kommandanten zu fragen, was er mit dem Wagen machen solle? — Was der Eigenthümer will. — Aber der Eigenthümer ist nicht mehr da. — Ei, der Teufel, das ist sonderbar. Der Herr liebt wahrscheinlich dergleichen öffentliche Auftritte nicht, und er wird zu Fuß nach Haus gegangen seyn. — Aber, wie soll ich sein Haus finden? — Ei, zum Teufel, aus seiner Sicherheitskarte. Wir wollen seine Schreibtasche nachsehen. Achtundvierzig Jahr . . . . aber der, der geklagt hat, ist we-

nigstens sechszig Jahr alt. Schwarze Haare . . . er hat weisse. Ihr Herren, da ist eine Verwechslung. — Herr Offizier, da sind Sie schuld. — Sie haben mir den Rath gegeben. — Sie kommandiren hier. — Ja, meine Soldaten, aber ich muß Ihrer Aufforderung entsprechen, und Sie haben mich aufgefordert. — Keineswegs. — Ich behaupte es. — Das ist nicht schwer. — Und ich beweise es. — Wie das? — Mit dem Säbel in der Hand. Gebt Acht, ihr Schreiber, der Posten wird abgelöst.

Die Schreiber fühlten nun ihrerseits, daß der, der ohne schreiben zu können, die Feinde geschlagen hat, in Friedenszeiten noch nützlich seyn kann, um Tagdiebe zu züchtigen. Sie gaben den Umständen nach, und beugten sich unter die Hand des Stärkern. Das ist so ziemlich überall der Gebrauch.

Inzwischen kommen endlich auch die Gensdarmes an, die ihre Pferde schonen, weil sie ihnen gehören. Sie brachten erst Licht in den, vorher sehr verwirrten, Handel. Nachdem sie die Sicherheitskarte untersucht hatten, entschieden sie, daß man Herrn Botte selbst, und zwei seiner Bedienten, ins Gefängniß geführt hatte. Aber wer ist denn, sagte der Offizier, der andere, der auch im Wagen saß? — Das ist ein Narr, den Herr Botte ins Narrenhaus bringen wollte.

Bei diesen Worten erzitterten die Schreiber, der Offizier runzelte die Stirne, und der Korporal der Gensdarmes versichert, daß, wenn man den lieben Onkel nicht besänftige, er im Stand sey, für alle die Absetzung vom Dienst auszuwürken. Der Schrecken nimmt überhand, der Offizier stottert. Er hat hundertmal dem Tod getrotzt, aber er fürchtet das Elend, er ist es nicht mehr gewohnt, und so etwas gewöhnt man sich nicht leicht wieder an.

Man bittet, man fleht den Herrn Korporal an, die Sache wieder ins Reine zu bringen. Man stellt ihm die Schreibtasche zu, man zerreißt das Protokoll, man dringt in ihn, den Gefangenen nachzureiten.

Sie waren schon weit. Der dicke Bauch des Herrn Botte und seine kurzen Beine vertrugen sich nicht zum besten mit einem schlechten Pflaster, und einem weiten Marsch. Er hatte einen Miethwagen genommen, mit Erlaubniß des Sergeanten, der es sich gefallen ließ, weil er ihn nicht bezahlte, weil in dem Wagen und vornen und hinten Platz für alle seine Leute war, und weil ein Sergeant so gern fährt, als ein Obrister.

Als die Gensdarmes von dem Schlagbaum weggeritten, war der liebe Onkel wenigstens schon eine Stunde im Gefängniß für Züchtlinge einquartiert, unter denen er sich mit Erstaunen erblickte. Auf den

Bericht des Sergeanten hatte der Gefangenwärter Herrn Botte und seine Leute in sehr schlechte Gesellschaft gebracht. Der liebe Onkel verstopfte sich die Nase, und verzog das Gesicht. Seine Bediente schrien, daß es abscheulich wäre, einen Mann, wie Herrn Botte, so zu behandeln, und daß man ihm wenigstens ein Zimmer geben müßte. Der Schliesser antwortete: es wäre jetzt nicht Zeit, etlich und zwanzig Thüren aufzumachen, und verschwand mit einem schröcklichen Geklirr der Riegel, Schlösser und Schlüssel.

Der Kammerdiener näherte sich ehrerbietig, um seine gewöhnlichen Verrichtungen zu versehen. „Ei, zum Teufel, ich glaube, du spottest meiner. Braucht es so viel Zurüstungen, um uns alle auf das Stroh zu legen? Geh, geh, wenn die Gleichheit, von der man so viel Lärm macht, irgendwo zu finden ist, so muß sie hier seyn."

In allen Gefängnissen haben die Säle, die von Beutelschneidern bewohnt werden, ein Oberhaupt, das nach Gutdünken die Ordnung herstellt oder stört, das seine Urtheile fällt, und selbst exequirt, und das sich selbst erwählt, weil er der Stärkste der Bande ist.

Herr Beau Soleil, der hier dieses erhabene Amt versah, sammelte sehr genau die Abgaben ein, die seinen Unterthanen lustige Tage machten. Er fand sich

sehr beleidigt durch Herrn Botte's Gesichterschneiden, durch einige seiner Ausdrücke, und vorzüglich darüber, daß er von dem Einstand, den er bezahlen wolle, kein Wort erwähnte. Er nahm das Wort, erklärte mit einer Stentorsstimme die unwiederruflichen Gebräuche des Ortes, und setzte hinzu, daß nur ein Flegel oder ein Narr sich schämen könnte, in Gesellschaft von Leuten zu seyn, die blos durch Kunst sich nährten, und von der Bettlersprache gar nichts verstünden. Heinrich gab eine etwas derbe Antwort; Beau Soleil befahl ihm sehr gebieterisch, sein Maul zu halten. Herr Botte dachte: wenn die Wache Kolbenstösse gäbe, so könne es hier Faustschläge regnen, und er versicherte Herrn Beau Soleil, daß von fünf Uhr Morgens an er alle Gefangene berauschen würde, wenn man ihm erlauben wolle, heute Nacht auszuruhen. Jener antwortete ihm sehr höflich, daß der Kamerad nicht nur schlafen könne, sondern daß man auch zum Lohn seiner Großmuth ihm einige hübsche Handgriffe lehren wolle, die ihm in der Welt nüzlich seyn könnten, wenn er sie je wieder sehe.

Nun, sagte Herr Botte, wir finden hier einen Herrn wie überall. Weil also am Ende nirgends Gleichheit möglich ist, so zieh' du mir meine Schuh' und meinen Rock aus, das übrige will ich auf dem Leib behalten. — Was für ein Abentheuer ist das für Sie,

gnädiger Herr! — Verteufelt, mein Freund, und der Marquis soll es mir bezahlen. Indessen bin ich hier nicht übler, als in hundert andern Umständen. Es springen zwar hungrige Insekten auf mir herum, aber ich glaube, es waren ihrer mehrere in Edmunds Kammer, wo ich über Horeau's Verzuckungen mich ergötzte. Ich bin damals bis unter den Arm in einen Sumpf gefallen, und hier bin ich hübsch trocken. Eine Wespe hat mich in die Schulter gestochen, und ein Hund mich in den Hintern gebissen: der Kolbenstoß hat mir weniger weh gethon. In der That bin ich bei Spitzbuben, aber die Welt ist voll davon. In diese hab' ich Mistrauen, sie werden mich nicht erwischen, die andern betrügen mich alle Tage, und, am Ende, drei oder vier Stunden sind bald vorüber. — Wahrhaftig, gnädiger Herr, Sie mußten ins Zuchthaus kommen, um es irgendwo gut zu finden.

Während dieser Unterredung, die, nicht ohne Grund sehr leise geführt wurde, legte Herr Botte auf das ihm zum Nachtkissen bestimmte Brett seinen Rock, den er zu dem Ende zusammengerollt hatte; sein Sacktuch ersetzte ihm seine Perücke, und er hatte sich, sehr unbekümmert um die Gegenwart, niedergelegt.

Die größte Stille herrschte in dem Saal. Jedermann schlief oder stellte sich so. Herr Botte erhält ei-

nen kleinen Schlag auf jeden seiner Füsse, und ruft: Wer da? Niemand antwortet, und Herr Botte setzt sich auf. Er streckt die Arme aus, greift aber nichts. Er hält es für ein nächtliches Traumbild, und will wieder auf das Kissen zurücksinken. Himmel! sein Kopf fällt hart auf das Brett: das Kleid ist weg. Er schreit, er steht auf, und findet seine Schuhe nicht mehr.

„Herr Räuberhauptmann! das ist zu arg. Selbst im Gefängniß zu stehlen! Mein Rock liegt mir nicht sehr am Herzen, aber meine Börse so ziemlich, die in einer der Taschen ist." Er erhält einen leichten Schlag auf eine Achsel, dreht sich um, und das Sacktuch, das er um den Kopf gebunden hatte, ist mit dem Rock, der Börse und den Schuhen verschwunden. „Zum Teufel, ihr Herren, wenn man euch anstatt der Schandbühne, aus der ihr euch nichts macht, einmal für allemal hängte, so würde man der Gesellschaft einen großen Dienst leisten."

Bei dem Worte Hängen sprangen alle die Schurken tumultuarisch auf, und machten einen höllischen Lärm. Der eine schrie, der Strick gehöre für die Diebe, ein anderer: er gehöre nur für Mörder, ein dritter sagte: es sey abscheulich, daß man talentvolle Leute, die in den Schauspiel- und Kaffeehäusern, und bei öffentlichen Festen ihre Kunst übten, mit Verbrechern gleich-

stellen wollte, ein vierter, der Rollins Fabeln gelesen hatte, bemerkte, daß der Diebstahl zu Sparta in grossen Ehren gehalten worden, und die spartanische Sitten die besten seyen.

Die andern schrien nur um so stärker, weil sie nicht wußten, was sie sagten. Das Geschrei war mit einer Menge Faustschläge begleitet, die nicht auf Herrn Botte, sondern auf einen Mann fielen, der ihn mit seinem Körper bedeckte, und ihm sagte: Sie werden mich todtschlagen, aber ich werde Sie retten. Was Teufels! dachte der liebe Onkel, die Stimme scheint mir bekannt.

Da man nicht immer richtig trift, wenn man, ohne zu sehen, Schläge austheilt, so theilten sich die Leute selbst unter einander Schläge aus. Man zerschlug sich Augen, Nasen und Zähne, und stieß eine Menge der abscheulichsten Lästerungen aus.

Mitten unter dieser schröcklichen Unordnung hatte der Mann, der Herrn Botte umarmt hielt, die Geschicklichkeit gehabt, ihn aus der Menge heraus und in den Hintergrund eines hohen Fensters zu ziehen, wo niemand sie suchte. Plötzlich hört man die Riegel klirren, die Pforte öfnet sich, und man sieht Fackeln leuchten. Der Gefangenwärter erscheint persönlich mit seinen Knechten und drei großen Hunden, die links

und rechts um sich beissen, und in einem Augenblick Herrn Beau Soleil und seine Bande nöthigen, sich unter ihr Strohlager zu verbergen.

Der Gefangenwärter ruft mit honigsüsser Stimme den Herrn Botte, und Herr Botte ruft ihm, indem er ihm in die Arme springt: Erretten Sie mich aus den Händen dieser Rasenden!

Da die Dankbarkeit eine der Tugenden war, die er am meisten schätzte, und am genauesten ausübte, so wollte er den Mann erkennen, dem er es zu danken hatte, daß er noch unbeschädigt war. Der arme Mensch verbarg das Gesicht mit beiden Händen; aber der Gefangenwärter, aus Begierde, allen Wünschen des reichen Herrn Botte zu entsprechen, nahm dessen Beschützer an den Ohren, zwang ihn, den Kopf über sich zu halten, und Herr Botte erkannte Wilhelm.

„Es ist also fest beschlossen, sagte er, daß ich immer wesentliche Dienste dem Burschen zu danken haben soll. Wie Schade ist es, daß er ein Schurke ist!" —

Herr Gefangenwärter! Ohne Zweifel kommen Sie, um mich in Freiheit zu setzen? — Ja, gnädiger Herr. — Aber ich muß Ihnen bemerken, daß man mir meinen Rock, meine Schuhe, meine Börse, mein Sacktuch, meine Perücke und meine beiden Bedienten gestohlen hat, denn auch die sehe ich nicht mehr. Das

ist nun das viertemal, daß ich ausgekleidet werde, weil ich einen Neffen habe, der sich einfallen läßt, verliebt zu seyn.

Der Gefangenwärter wendet sich an Beau Soleil, dieser antwortet: er könne nicht zurückgeben, was er nicht genommen habe. Der Gefangenwärter ruft nun die Taschenkünstler auf, die am besten auf seiner Liste angeschrieben sind, überall gleiche Antwort. Er läßt einen vierten Hund kommen, der auf die Spur abgerichtet ist, und statt des Rocks, der Perücke und der Schuhe unter einem elenden Tisch, den Kammerdiener und Heinrich hervorzieht, die vor Furcht halb todt waren.

Bringen Sie mich von hier weg, sagte Herr Botte, ich gebe alles preis, durchaus alles. Das ist das beste, was Sie thun können, sagte der Gefangenwärter, denn diese närrischen Kerls haben mir eines Tags, während ich mit ihnen plauderte, meine Schuhschnallen vom Fuß weg gestohlen, und ich habe sie nie wieder finden können. Es ist sehr seltsam, antwortete Herr Botte, daß man nirgends in Sicherheit ist, nicht einmal im Gefängniß.

Wie der liebe Onkel in die Stube des Gefangenwärters kam, fand er die Wache, die ihn gebracht hatte, und die mit dem Schliesser zechte, der nicht

die Zeit gehabt hatte, bei der Nacht Thüren zu öfnen. Er fand den Korporal der Gensdarmen, der ihm sagte, daß sein Wagen vor der Hausthüre sey. „Niemals kam er mir gelegener, denn meine Leute sind eben so ausgeplündert, wie ich.“ Der Korporal warf alle Schuld von den Ereignissen dieser Nacht auf die Wilddiebe. Ei, Herr! die Wilddiebe sind nicht schuld, daß der Kerl, der da sauft, mich nicht in eine anständige Stube brachte. — Wollen Sie, daß ich ihn fortjagen soll, gnädiger Herr? sagte der Gefangenwärter. — Nein, das sollen Sie nicht. Er hat mich nach dem Bericht des Sergeanten behandelt. — Gnädiger Herr, sagte der Sergeant, ich habe die Befehle meines Offiziers befolgt. — Und mit dem hab' ich's auch zu thun. Ich werde ihn lehren, daß, wenn man nur das Exerzieren versteht, man sich's nicht einfallen lassen muß, den Kriminalrichter vorstellen zu wollen. — Aber, gnädiger Herr, sagte der Korporal der Gensdarmes: der Anschein war gegen Sie. — Nur ein Narr urtheilt nach dem Schein. Der Offizier wird kassirt. — Aber, gnädiger Herr, er hat Frau und Kinder? — So! der Teufel! und der Soldat, der mich gestossen hat, hat wohl auch Frau und Kinder? — Ich wußte nicht, gnädiger Herr, mit welchem Hintern ich's zu thun hatte. — Schon Er sie alle, da

kann Er nicht fehl gehen. Aber das Kürzeste ist, zu verzeihen, und ich verzeihe. Den Wagen vor! Herr Korporal der Gensdarmen! besuchen Sie mich morgen.

Drittes Kapitel.

In einem kleinen Gäßchen zu Paris hatte sich in dem siebenten Stockwerk der Ritter von Egligny bei einem Dreher versteckt. In den Augenblicken, die er der Arbeit entziehen konnte, suchte er Sophie, die ihn bis jetzt nur darum interessirte, weil sie die Tochter eines Greisen war, dem er sich ganz gewidmet hatte. Auf einem elenden Feldbette trauerte er alle Abende über den schlechten Erfolg seiner Nachforschungen.

Der Marquis hatte, so wie er aus dem Wagen des Herrn Botte entwischt war, den Weg nach seines Freundes Dachkämmerchen eingeschlagen. Er fühlte einen doppelten Verdruß, einmal, weil er das Gold des lieben Onkels nicht entbehren konnte, der seinen Guckkasten bei sich hatte, und dann, weil er sich nicht im Stande sah, einem Manne zu vergelten, dessen demüthigende Großmuth gegen seinen Willen sich auf alles erstreckte, was ihm theuer war. Wenn er nur wenigstens adelich wäre, nur halbwegs, etwa als Sekretär des Königs!

Er kam lange vor Tag in dem Gäßchen an. Der Laden war geschlossen, das hatte er sich eingebildet. Er wußte, daß Eglignу unter dem Dach wohne. Wie konnte er hoffen, daß er ihn hören würde. Indessen einen Versuch konnte er doch machen. Er rief Dúbois, diesen Namen hatte der Chevalier angenommen. Er rief ihn mehrmals hinter einander. Dúbois hat ihn gleich das erstemal gehört: die Stimme der Freundschaft hört man so weit. Dúbois zieht seine langen zwilchenen Hosen an, springt eilends die Treppe hinab, und kann nicht schnell genug seinen Freund umarmen.

Eine Patrouille der Nationalgarde geht vorüber, und der Anführer frägt Herrn von Arancey, was er hier mache? Er antwortet, er habe Arbeit bei dem Dreher bestellt. Man hält ihm entgegen, es sey jetzt nicht die Stunde, wo man Arbeit bestelle, und begehrt seine Sicherheitskarte von ihm; er antwortet, daß er sie verloren habe. Man frägt ihn, ob er keine andre Papiere bei sich habe, er sucht . . . . sein Paß ist in St. Germain in einer Tasche des Rocks von grobem Tuch zurückgeblieben. Man frägt ihn nach seiner Wohnnng; er stockt, er stammelt, man verhaftet ihn, und wie der Chevalier die Thüre öfnet, sieht er seinen Freund gefangen.

Eine einmal in Schrecken versetzte Phantasie sieht überall Unglück, wo keines ist. „Haltet an! rief der Chevalier; weil ihr ihn erkannt habt, so ist es unnöthig, daß ich mich ferner verberge. Ich bin der Chevalier von Eglігny, und heute, wie immer, werde ich das Schicksal des Marquis von Arancey theilen."

Die Patrouille war von einem Scheerenschleifer kommandirt, der lange nach der Ehre gestrebt hatte, Korporal zu werden. Dieser Mann verstand nichts von dem Ausruf des Chevalier; eben so wenig begrif er die große Rührung, mit der dieser, und der Marquis von Arancey, sich wechselseitig weinend in die Arme fielen. Da er aber den Befehl hatte, alles zu verhaften, was ihm verdächtig schien, und da ihm alles verdächtig schien, was er nicht begreifen konnte, so erfüllte er seinen Auftrag buchstäblich, und in der Einfalt seines Herzens ohne alle böse Absicht führte er die zwei Freunde auf die Wachtstube.

Es war nicht schwer, einen solchen Mann hinters Licht zu führen: auch konnte man sich schmeicheln, den Hauptmann von der Wache, einen ehrlichen Schönfärber, zu hintergehen. Der Chevalier dachte gerade daran, als die Hauptpatrouille vorübergieng. Der Korporal, stolz auf seinen Fang, und der Hauptmann etwas verlegen über seinen eigenen Unverstand, und

über den unverständlichen Bericht seines Untergebenen wandten sich an den Adjutanten, der mit vielen Einsichten zugleich auch den Ton eines wohlerzogenen Mannes verband. Der Korporal Scheerenschleifer hatte die Namen der beiden Gefangenen vergessen, aber er erinnerte sich, wie er sagte, sehr wohl, daß, nach ihrem eigenen Geständniß, der eine ein Prinz, der andre ein Herzog sey. Die Fragen des Adjutanten waren eben so schnell als höflich, und unsre zwei Freunde, um wenigstens ihren Ruf als ehrliche Leute zu behaupten, gestanden ein, daß sie ausgewandert seyen.

Der Adjutant fragte diese Unglücklichen, ob nicht ein Umstand vorhanden sey, der ihre Entfernung aus dem Reich entschuldigen könne? Er suchte einen für sie, er erinnerte sie an mehrere Umstände, die andern durchgeholfen hatten, sie blieben aber unabänderlich bei der Antwort: wir haben Frankreich aus Anhänglichkeit an den König verlassen.

„Ehe Sie Ihre Erklärung unterzeichnen, denken Sie, meine Herren, an die Folgen, die sie nach sich zieht. Vielleicht erlaubt die unvermeidliche Verwirrung, in der Sie sich in diesem Augenblick befinden, Ihnen nicht, alle Umstände genau anzugeben." — Wir haben die Wahrheit ohne Verwirrung und ohne

Furcht gesagt. — So unterzeichnen Sie, und folgen Sie mir.

„Sie sind brave Leute, sagte er leise zu ihnen, indem er ihnen die Hand drückte. Wer eine Partie gegen seine Meinung ergreift, ist ein Narr; wer sie verläßt, ist ein feiger Schurke."

Es waren mehrere Stunden verflossen, und es war ungefähr acht Uhr Morgens, als die zwei Freunde aus der Wachtstube giengen. Eine Menge Menschen drängte sich um sie, jeder wollte sich ihnen nähern. Wie seltsam ist die Begierde, Unglückliche zu sehen! Sie zeigten viel Ergebung in ihr Schicksal, keine Schwäche, aber auch keinen Stolz. Ein Zettelträger gieng gerade vorüber, und schrie aus Leibeskräften: „Die große Akte der Amnestie für die Ausgewanderten! Kauft, kauft das Gesetz zu Gunsten der Ausgewanderten. Es kostet nur einen Sou. Kleinigkeit!"

Der Adjutant drängt sich vor, durchläuft das Papier, faßt in einem Augenblick die Verfügungen des Beschlusses auf, und ruft aus: Sie sind gegen Ihren Willen gerettet.

Die zwei Freunde fallen einander in die Arme; der Adjutant vermischt seine Thränen mit den ihrigen, und das Volk, das immer Volk bleibt, klatscht bei der Befreiung derjenigen, deren Hinrichtung es mit Gleich-

gültigkeit angesehen haben würde. Welche unerklärliche Maschine ist doch das Volk!

Von diesem Augenblick an fühlt der Marquis, daß er in alle seine Rechte zurückgetreten ist. Herr Botte kann aus seiner Lage keinen Vortheil mehr ziehen. Wenn die Käufer seiner Güter Delikatesse haben, so kann er mit ihnen akkordiren, und dem Wohlthäter seiner Tochter alles vergüten. Wenn bei dieser sanfte Mittel nichts vermögen, so kann er die väterliche Gewalt gegen sie ausüben, und durch mächtigere und sanftere Bande sich mit demjenigen vereinigen, der ihm so eben erst einen Beweis seiner aufopfernden Liebe und Freundschaft gegeben hat.

Er hatte dem Ritter sein Projekt verhehlt. Er wollte, daß er seine Tochter sehen, daß er sie lieben, daß sie ihm eine Belohnung scheinen sollte, welche die Opfer, die er der Freundschaft gebracht hatte, weit übertreffe, und er machte sich sichere Rechnung, über seine Tochter so verfügen zu können, wie man ehedem über vornehme Töchter verfügte, welche man an hochadeliche Männer verheirathete, die sie gar nicht kannten, und von denen sie, weil die Mode es erlaubte, getrennt leben durften. Er war Vater, zwar ein guter Vater, aber wer kennt nicht die Macht der Vorurtheile!

Er beeilte sich, die Formalitäten zu erfüllen, die durch den Beschluß vorgeschrieben waren, und sobald er dieses unumgänglich nothwendige Geschäft geendigt hatte, that er für den Chevalier, was Herr Botte für ihn gethan hatte. Er erhob die natürlichen Reitze des jungen Mannes durch alles, was ein sorgfältig gewählter Anzug hinzusetzen konnte, und sagte bei sich selbst, als er ihn so betrachtete: Es gibt keinen Bürgerlichen, der eine eben so herrliche Gestalt hätte, als der Chevalier.

Er miethete einen bequemen Wagen, und fuhr mit seinem Freund nach dem Landgut, das er noch für verloren hielt. Herr Botte hatte geschwiegen; seine Gewohnheit war, im Stillen Gutes zu thun.

Der Weg war nicht lang, und die zwei Männer hatten sich so viel zu sagen, daß der Wagen stille hielt, eh' sie es für möglich hielten.

Die arme Sophie war vorbereitet. Indessen verursachte ihr doch das Geräusch des Wagens ein Herzklopfen, über das sie nicht Meister werden konnte. Sie liebte ihren Vater sehr, sie glaubte es wenigstens, denn sie unterdrückte eine schmerzliche Empfindung, die ihr sagte: Man hat noch nichts gethan für das Kind, dem man das Leben gab, und was ist man ei-

nem Vater schuldig, von dem man nur das Leben erhalten hat!

Dem Rufe der Pflicht gehorsam, folgte sie furchtsam und verlegen dem Vater Edmund, der seinem ehemaligen Herrn entgegengieng. Herr von Arancey wußte von Herrn Botte, daß seine Tochter reitzend sey, aber doch war er erstaunt, als er sie sah. Der Chevalier war eben so betroffen, wie es ehedem Karl war, wie alle jungen Männer es seyn mußten, denen die Natur ein Herz für die Liebe gegeben hat.

Der erste Empfang war kalt. Ein Marquis kann seine Tochter lieben, wie ein Bürgerlicher; aber die Etiquette erlaubt ihm nicht, sich der Ergiessung des Herzens zu überlassen, die nach der Meinung der großen Welt sich nur für den Pöbel schickt. Sophie ihrerseits bemühte sich vergebens, ihre Zärtlichkeit auszudrücken. Sie bestand nur in Worten und in Beobachtung des Wohlstandes; die Furcht vor der väterlichen Gewalt verdrängt die Empfindung der Liebe.

Herr von Arancey stellte seiner Tochter den Chevalier als seinen besten Freund und als einen Mann vor, der ihm mehrmals das Leben gerettet hätte; er drückte sich dabei wie ein Vater aus, der von selbst voraussetzt, daß die Tochter seine Dankbarkeit mit ihm theilt. In dieser Hinsicht erfüllte sie vollkommen die

Wünsche ihres Vaters, sie ahndete nichts von seinem Plane.

Man gieng in den Meierhof, und der Marquis geruhte, bei dem guten Alten etwas zu verweilen. Er dankte ihm in allgemeinen Ausdrücken für das, was er an seiner Tochter gethan hatte. Aber schon das Wenige, was er sagte, reitzte Egligny's Aufmerksamkeit, und Fräulein von Arancey ergrif diese Gelegenheit, um alle Sorgfalt, welche der gute Pächter auf ihre Kindheit gewandt hatte, im schönsten Lichte darzustellen. Ueber dieser Schilderung vergaß sie ihren Kummer; neues Leben, frischer Glanz verbreitete sich über ihr Gesicht; sie war schön, wie die Wohlthätigkeit, die sie so gut zu malen wußte, und das Gesicht des Marquis blieb kalt. Das Gesicht Egligny's verrieth die sanfteste Rührung, und er wurde dafür durch einen wohlwollenden Blick Sophiens belohnt.

Diese umständliche Erzählung marterte den Marquis. Er hätte wünschen mögen, einem Mann, der so tief unter ihm stand, weniger Verbindlichkeiten schuldig zu seyn, und er unterbrach seine Tochter, um ihr zu sagen, daß die Ausgewanderten wieder ein Vaterland hätten.

Sie freute sich herzlich bei dem Gedanken, daß ihr Vater nicht mehr flüchtig und unglücklich sey, und be-

eilte sich, ihm ein Mittel anzubieten, wie er sich erkenntlich gegen seinen Freund zeigen konnte.

„Sie wissen, daß Edmund nicht mein einziger Wohlthäter ist.” — Ich weiß, Fräulein, daß man ehrgeitzige Absichten mit den Farben der Großmuth ausgeschmückt hat. — Wenn es mir doch erlaubt wäre, mein Vater, Ihnen diesen Irthum zu benehmen! — Das wird Ihnen nicht glücken, Fräulein! Fahren Sie fort. — Sie verbieten mir, von Herrn Botte zu sprechen? — Ich bitte Sie darum, Fräulein. — Ich werde mich also darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß ich Eigenthümerin des Schlosses und des Gutes bin. — Sie, Fräulein! — Und ich verdanke es jemanden, den ich nicht mehr nennen darf. Die zärtliche Sophie stieß einen tiefen Seufzer aus, und fuhr fort:

„Was ich besitze, gehört von Rechtswegen meinem Vater. Betrachten Sie es als Ihr Eigenthum, und wenn der Herr Chevalier auch ein Opfer der Meinungen ist, so erlauben Sie, daß ich ihn einlade, mit Ihnen das mäsige Vermögen zu theilen, das ich Ihnen anbieten kann.” — Ich war von den guten Gesinnungen meiner Tochter zum Voraus überzeugt, und ich freue mich, diejenige wieder meiner würdig zu finden, die ein flüchtiger Eindruck irre geführt hatte. — Ein flüchtiger Eindruck, mein Vater! — Fräulein, ist

das Schloß bewohnbar? — Es ist eleganter und bequemer, als jemals. Alles war vorbereitet zu . . . zu . . . Das gute Kind konnte nicht ausreden.

Herr von Arancey machte Edmund eine leichte Verbeugung, nahm seine Tochter an der Hand, und gieng mit ihr und dem Chevalier. Der Alte sah sie den Weg nach dem Meierhof einschlagen, hob die Hände gen Himmel, und bat Gott, die verhärteten Herzen zu ändern.

Fräulein von Arancey war sehr betrübt darüber, daß sie Herrn Botte nicht mit ihrem Vater aus dem Wagen steigen sah. Es schien ihr, daß seine Gegenwart sie gestärkt, daß sie von den Wahrheiten Gebrauch gemacht hätte, die er mit seiner gewohnten Offenheit gesagt haben würde, und etwas sehr ausserordentliches mußte einen Mann aufgehalten haben, der in der Erfüllung seiner Versprechungen so genau war. Der Marquis hatte sich gegen sie erklärt, daß er nicht von Herrn Botte sprechen wolle; sie wagte nicht, ihn zu fragen. Von ihren Freunden sollte sie nicht mehr reden dürfen!

Herr von Arancey schien eben so mißvergnügt, als überrascht, als er in das Schloß trat. Er durchlief alle Theile desselben, und machte überall unhöfliche Bemerkungen über die Sucht gewisser Bürger, den Gros-

sen in der Pracht gleich kommen zu wollen. Sophie duldete schweigend, und folgte ihrem Vater. Sie glaubte, als sie Paris verließ, alle Tücke des Glücks erfahren zu haben; jetzt ahndete sie, daß es keine Art von Unglück gäbe, das ihr nicht aufbehalten sey. Wenn die Väter durch die unglückselige Meinung von ihrer väterlichen Gewalt, deren Grenzen so leicht zu überschreiten sind, sich nicht verblenden liessen, so würden sie einsehen, daß das Kind, das sie fürchten muß, nothwendigerweise, und gegen seinen Willen, aufhört, sie zu lieben; aber es gibt Wesen, für die die Tyrannei das erste Bedürfniß ist.

Warum, fragte der Marquis, ist die Thüre, die zum linken Flügel führt, verschlossen? — Vater! der Pfarrer des Orts war ohne Obdach; ich habe ihm eins angeboten: bestätigen Sie das wenige Gute, das Ihre Tochter thun konnte. — Dieser Mann, Fräulein, hatte niemals Respekt; aber Sie wünschen es; er soll bleiben.

Alle Bediente des Herrn Botte waren nach Paris zurückgekehrt, und Sophie schickte sich an, für ihren Vater das Essen zu bereiten. „Das schickt sich nicht für Sie, Fräulein." — Ich habe geglaubt, es sey meine Pflicht, Sie zu bedienen. — Sie konnten es

wollen; ich darf es nicht leiden; ich will jemand aus dem Dorfe holen.

Sie war nun allein mit dem Chevalier. Verlegen, wie ehedem Karl, wollte er sprechen, betrachtete sie, erröthete, und sprach kein Wort. Sie erinnerte sich an die Verlegenheit ihres Geliebten, und vermehrte noch die des Chevalier durch die äusserste Kälte, zu der sie Absichten antrieben, die sie leicht errathen konnte.

Sie wurden beide aus dieser zwangvollen Lage durch eine Szene gerissen, die im Hofe vorgieng. Der Pfarrer hatte seinen Herrn gegrüßt, den er weniger als jemals liebte; seine Haushälterin hatte den Marquis gebeten, unterdessen, bis er bessere finde, ihre Dienste anzunehmen, und bis dahin war noch kein Lärm entstanden; aber jetzt war ein ziemlich gut gekleideter Neger dazu gekommen, von zwei Leuten begleitet, die ein sehr groses Gemälde trugen. Ich nehm' es nicht, sagte der Pfarrer. — Sie müssen es nehmen, antwortete der Neger. — Wie konnten Sie sich so was einfallen lassen? — Haben Sie's bestellt, oder nicht? — Herr Marquis, ich nehme Sie zum Richter.

Die grosen Mächte vermitteln zuweilen, und es schmeichelt einem Marquis, der erst den Morgen zuvor amnestirt worden ist, sie im Kleinen nachzuäffen.

Der Marquis legte also sein Gesicht in Falten, und nahm die Rolle eines Schiedsrichters an.

Herr Botte, sagte der Pfarrer, hat meine Kirche herstellen und verschönern lassen. — O Herr Botte, und immer Herr Botte; ich soll also immer und ewig von diesem Menschen hören. — Ich mache gerne bekannt, was ich ihm schuldig bin. — Gut, recht gut, Pfarrer. — Er hat meine Sakristei mit schönen Bildern versehen. — Meinetwegen! Zur Sache! — Ich fand über meinem Hauptaltar eine pausbackige Freiheitsgöttin, die ich nicht als Bild der Jungfrau brauchen konnte. — Das glaub' ich, ihr habt sie oft geschändet. — Man empfahl mir den Herrn wegen seiner Talente und der mässigen Preise, die er forderte; ich bestelle bei ihm einen himmlischen Vater. Wissen Sie, was er mir bringt? Einen Gott, der schwarz wie die Neger ist.

Ei, Herr Pfarrer, versetzte der Maler, sagen Ihre heilige Bücher nicht, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf? Nun glaub' ich, bin ich ein Mensch, folglich . . . — Adam war weiß, mein Herr. — Er war schwarz. — Er war weiß. — Wenn ich ihn male, so mal' ich ihn schwarz, denn ich will so gut als Sie ein Geschöpf Gottes seyn, und weil er nur Einen Menschen erschaffen hat, so kann ich eben so

gut behaupten, daß er ihn schwarz gemacht hat, als Sie, daß er ihn weiß gemacht hat. — Aber, lieber Herr, das sind zwei ganz verschiedene Menschenstämme! — Wo Teufels kam denn der eine dieser Menschenstämme her? — Sind Sie ein Christ, mein lieber Freund? — Ja, durch die Gnade Gottes. — War Christus schwarz? Er wär' es gewesen, wenn es ihm gefallen hätte, in Afrika geboren zu werden. — Es hat ihm aber nicht gefallen, folglich zieht er das Weisse vor, folglich ist sein Vater weiß. — Nein, so ist es nicht; sondern, da Gott seine Gnaden vertheilen wollte, machte er seinen Sohn weiß, um euch dafür zu trösten, daß ihr nicht schwarz seyd.

Der Marquis lachte zuweilen, wie der gemeinste Bürgersmann. Weil es Ihnen, sagte er endlich, nicht möglich ist, meine Herren, sich über die Farbe des ersten Menschen einzuverstehen, so gebe ich Ihnen einen Rath, der beide Theile zufrieden stellen kann. Meine Meinung ist nemlich: Sie malen Ihrem himmlischen Vater eine Seite schwarz, und die andere weiß. — Sie spotten, Herr Marquis, und gewiß, ich nehme das Gemälde nicht. — Ich werde es Ihnen anweissen lassen. — Das wollen wir sehen. — Nicht nur, sagte der Maler, damit ich bezahlt werde, sondern

auch, um öffentlich anzuerkennen, daß Adam schwarz war."

Diese Szene kam sehr gelegen, denn sie gab Stoff zu der Unterhaltung für den übrigen Theil des Tages. Sophie allein nahm keinen Theil daran. Ihr Herz und Verstand war zu Paris. Wenn sie zu sich selbst kam, so war es nur, um dieses Essen mit demjenigen zu vergleichen, das sie so lustig an dem Tag zubereitet hatte, da ihre Hochzeit beschlossen wurde, mit jenem Essen, das Hofnung und Liebe verschönerten. Sie gieng einen Augenblick hinaus: denn sie wagte nicht, vor ihrem Vater den Verlust ihres Glücks zu beweinen.

Ein neuer empfindlicher Streich des Schicksals sollte diesen langen und traurigen Tag endigen. Bei der Austheilung, die ihr Vater mit den Zimmern des Schlosses gemacht hatte, hatte er für sie gerade dasjenige ausgesucht, welches Karl mit so viel Vergnügen ausgeschmückt hatte, das nemliche, das sie mit ihm bewohnen sollte, wo seit zwei Tagen sie beisammen leben sollten . . . und jetzt war sie allein darin, und, ohne Hofnung, es je mit ihrem Geliebten zu theilen. Was machte dieser Karl, für den es ihr nicht mehr erlaubt war zu leben? Macht seine Vernunft das schmerzlichste Leiden, die grausamste Entbehrung ihm erträglich? . . Wird er schreiben? . . Darf ich es

wünschen? würde ich ihm antworten dürfen? Jede dieser Ideen war mit dem Ausruf begleitet: Ach, mein Freund, wie viele Leiden haben wir uns bereitet!

Man hatte kaum zu Nacht gespeist, als der Marquis den Chevalier mit sich in sein Zimmer nahm. „Ach, Chevalier, wie viel Dinge hab' ich Ihnen zu sagen!" — Und ich, mein Freund, und ich. — Wir wollen zuerst von meiner Tochter reden. — O, sehr gern. — Was halten Sie von ihr? — Ihre Gestalt ist himmlisch. — Es ist wahr, sie ist hübsch, aber ihre Eigenschaften. — Ich glaube, sie hat alle mögliche gute Eigenschaften. — Ich traue ihr wenigstens ein gefühlvolles Herz und viel Verstand zu; das sind Eigenschaften, die einen Gatten glücklich machen. — Wie glücklich wird einst der seyn, den sie so nennen wird! — Chevalier, ich bin Ihnen vieles schuldig. — Sehr wenig, mein Freund, lange nicht genug. — Sehen Sie nicht, was ich für Sie thun könnte? — Weit mehr, als ich verdiene, und zu begehren wage. — Wagen Sie, Sie verdienen alles. — Wie, mein Freund, wie! . . . Ihre Sophie? — Sie soll für Ihren Vater lohnen.

Bekämpfen Sie Ihre Aufwallung, und lassen Sie uns ruhig überlegen. Sie wissen, wie meine Tochter auf diesem Meierhof erzogen worden ist, aber Sie ken-

nen nicht einmal das Daseyn eines originellen Kaufmanns, der stolz auf seine Reichthümer, großmüthig aus Ruhmsucht ist, und unter einer anscheinenden allgemeinen Menschenliebe den lächerlichen Ehrgeiz verbirgt, mit den vornehmsten Familien in Verbindung zu treten. — Sein Name? — Botte. — Ich habe ihn loben hören. — Durch Leute, die in seinem Sold stehen. — Durch uneigennützige Leute, mein Freund. Man macht sich zuweilen über seine Sonderbarkeiten lustig; aber sie gereichen immer zu irgend jemand's Vortheil, und ich gestehe Ihnen, daß ich es eben nicht übel finde, wenn man auf eine solche Art sonderbar ist. — Er ist gar nicht so, wie Sie glauben. Seine Eitelkeit hat ihn verleitet, sich zum Beschützer meiner Tochter aufzuwerfen. Er hat dieses Gut dem Pächter wieder abgekauft, und ihr ein Geschenk damit gemacht; er hat dieses Schloß einrichten und meubliren lassen; er hat endlich der Fräulein von Arancey eine Aussteuer machen lassen, die einer Prinzessin würdig wäre, und alles das nur, um ein junges Mädchen zu verblenden, die nichts in der Welt hatte, und sie zu bestimmen, daß sie die Hand eines gewissen Neffen annehmen möchte, der ohne Stand, ohne Karakter ist, und den kein Mensch kennt. — Das ist eine Art von Verführung. . . — Die darum, weil sie selten, um nichts

weniger tadelnswerth ist. — Und ließ Fräulein v. Arancey sich diese Einrichtungen gefallen? — Ja, blos, weil sie durch die Gewalt der Umstände hingerissen wurde; denn, sobald sie ein blosses Billet von mir empfieng, entsagte sie allen diesen glänzenden Kleinigkeiten, und kam hieher, um mich auf diesem Meierhof zu erwarten, wohin ich geschrieben hatte, daß ich nächstens kommen würde. — Dieses Benehmen beweist in der That ihre Gleichgültigkeit, denn Sie konnten damals Ihre Autorität nicht gebrauchen, und die Vorstellungen eines Vaters sind sehr schwach gegen die Liebe; ich athme wieder auf."

— „Sie fühlen, Chevalier, wie hart es für einen Mann von Stand ist, Herrn Botte etwas schuldig zu seyn, und ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt. — Ich werde Ihnen begierig zuhören. — Dieser Mann benutzte seinen Reichthum und die Verlegenheit, in der sich zuweilen ein Edelmann befand, der seinem Rang gemäß lebte, um ihn wie seines gleichen zu behandeln. In einer jener Verlegenheiten bot er mir siebentausend Thaler an; bis jetzt glaubte ich, er sey so wie meine andre Gläubiger bezahlt. Wissen Sie, was er mir vor einigen Tagen gesagt hat? „Ich habe mich bei der Kommission nicht gemeldet, weil Sie mich gebeten hatten, Ihre Schuld geheim zu halten, und

ich habe den Kapitalbrief zerrissen, weil ich keine Schuldner mehr habe, sobald sie im Unglück sind." -- Aber, mein Freund, hierinn seh ich wahrhaftig weder Prahlerei, noch falsche Großmuth. — Sie sehen nicht die Absicht, unaufhörlich die Verbindlichkeiten, die ich gegen ihn habe, zu vergrößeru, mich selbst zu verblenden, und mich durch alle mögliche Mittel zu zwingen, seine Absichten mir gefallen zu lassen? Aber die Ehre meines Stammes schätze ich höher, als allen Reichthum, und niemals wird Fräulein von Arancey den Namen Botte oder irgend einen andern führen, der nicht mehr als dieser taugt.

Der Chevalier war verliebt, und ein Verliebter ist immer geneigt, übel von seinem Nebenbuhler zu denken. Das Benehmen des Herrn Botte, so wie man es ihm schilderte, das heißt, entkleidet von aller Delikatesse, mit der derselbe gehandelt hatte, flößte ihm eine Abneigung ein, die derjenigen gleich kam, welche Herr von Arancey zu haben schien, wiewohl er bei sich selbst im Stillen dem lieben Onkel Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ihn überall als den besten unter allen Menschen gerühmt haben würde, wenn er ihm nur ein Stück Pergament aus den Zeiten der Kreuzzüge hätte vorweisen können.

Der Marquis fuhr fort:

„Inzwischen so viele Verbindlichkeiten sind mir lästig; ich will nicht länger jemanden schuldig seyn, der sich dessen, was er für mich gethan hat, überheben, und fortfahren kan, sich gegen mich ein Ansehen zu geben, das mir äusserst mißfällt. Mein Plan, lieber Chevalier, ist also der:

Ich werde dieses Gut mit dem, was dazu gehört, verkaufen. In dem Zustand, in dem es jezt ist, kann es über dreissigtausend neue Thaler werth seyn. Mit der Hälfte bezahle ist Herrn Botte; die andere Hälfte wird hinreichen, um mit dem Käufer meines Landguts Berry übereinzukommen, das über dreitausend Thaler Renten trägt, und in Papiergeld bezahlt worden ist. Der Käufer ist von gutem Adel, er ist sogar ein Royalist, wenn er gleich nicht ausgewandert ist, und er hat sich, sagt man, über seine Absichten zu Gunsten des wahren Eigenthümers erklärt. Diese leztere Negoziation übertrage ich Ihnen, mein Freund. Ihre Thätigkeit, Ihre einschmeichelnde Manieren, Ihre Freundschaft für mich bürgen mir für den Erfolg, und Ihre Heirath hängt davon ab; denn ich will nicht, daß mein Tochtermann nur in mittelmäßigen Vermögensumständen lebe. Ich will, daß er seinen Namen behaupte, und eben so glücklich durch Wohlstand als Liebe sey.

Bereiten Sie sich zur Abreise, und überlassen Sie mir die Sorge, meine Tochter zu Ihrem Vortheil einzunehmen."

Diese Finanzoperation war so gut ausgedacht, daß sie den Beifall des Chevalier erhalten haben würde, auch wenn er nicht verliebt gewesen wäre. In dem Zustand, in dem sich sein Herz befand, erschien sie ihm als eine bewundernswürdige Idee. Er legte sich nieder, den Kopf voll der süssesten Täuschungen; er war nichts weniger als ein Geck, aber er ließ sich ein wenig Gerechtigkeit widerfahren, und er dachte, da der Vater ihn begünstige, so habe er keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Der Eifer, mit dem Fräulein von Arancey ihr Eigenthum ihrem Vater angeboten hatte, ließ diesem keinen Zweifel übrig, daß sie in die Veräusserung, die er vorhatte, ohne Schwierigkeit einwilligen werde. Nicht so beruhigt war er über die Art, wie sie seine Vorschläge zu Gunsten des Chevalier aufnehmen werde, und er entschloß sich, gegen sie jenen schneidenden Ton anzunehmen, der nichts übrig liesse, als Ja oder Nein zu sagen, und eine gänzliche Weigerung erwartete er nicht von einem schüchternen Mädchen, das bis jetzt immer gehorsam gewesen war.

Sophie war vor der Morgenröthe aufgestanden:

man schläft nicht, wenn das Herz leidet. Sie hatte Edmund besucht. Nur mit ihm konnte sie noch von Karl sprechen, und der Greis hörte sie an, und antwortete ihr mit einer Gefälligkeit und einer Gutmüthigkeit, die ihn der Unglücklichen noch theurer machte. Ein gewöhnlicher Dienst erlangt in gewissen Umständen die höchste Wichtigkeit. Das arme Kind brannte vor Begierde, Nachrichten von dem Geliebten zu haben, und wagte es nicht, Edmunden eine ermüdende und ziemlich lange Reise vorzuschlagen. Der Greis errieth sie, und erbot sich, in die Stadt zu fahren. O, sagte sie bei sich selbst, der ist mein wahrer Vater.

Um die Zeit, da sie glaubte, daß es bei Herrn von Arancey Tag seyn würde, umarmte sie ihren lieben Edmund, und trat traurig den Rückweg in das Schloß an. Sie stand vor dem alten Ulmbaum still, der ehedem ihre Briefe aufnahm. Sie trug alle Briefe Karls bei sich, und die Schwere des Paquets konnte sie verrathen. Sie zog es seufzend heraus, küßte diese kostbaren Briefe, und legte sie weinend in den Baum. Ach, sagte sie zu ihm, wie wenn er es hören könnte: man würde ohne Zweifel auch dieses Opfer von mir fordern, und du verschwiegener, der Liebe treuer, Baum! wirst mir diesen Schatz bewahren.

Ruhiger setzte sie ihren Weg fort. Ihr Vater, der

den Kopf voll von seinen Projekten hatte, gieng in ihr Zimmer. Er sah sie durch den Hof gehen, und er zweifelte nicht, daß sie von dem Meierhof komme. Er wußte, daß er ihr nicht erlauben durfte, von ihrer Liebe zu reden, da sie Karl vergessen sollte. Er fragte nach ihrem Morgenspaziergang mit einer Miene, welche anzeigte, daß dieser letzte Trost ihr untersagt werden würde, und sie, der Lüge unfähig, antwortete nach der Wahrheit.

Der Erfolg rechtfertigte ihre Besorgnisse. Der Marquis stellte ihr vor, daß es Bekanntschaften gebe, die bei einem Kind nichts zu bedeuten hätten, daß aber ein Fräulein von siebzehn Jahren ihresgleichen von ihren Gewohnheiten, von ihren unschuldigsten Neigungen Rechenschaft schuldig sey. Sophie fragte mit niedergeschlagenen Augen und sehr leise, ob die, die sie jetzt zu ihresgleichen bekommen würde, die Dankbarkeit tadelnswerth fänden? Ihr Vater schnitt die Erörterung, zu der diese Frage führte, dadurch ab, daß er seine Tochter bat, nicht mehr auf den Meierhof zu gehen, und diese Bitte geschah in einem Tone, der einem Befehle gleichkam.

Sie folgte dem Marquis, der leicht den schmerzlichen Eindruck seines Verbotes einsehen konnte, der aber dafürhielt, daß eine, in der Einsamkeit genährte,

Leidenschaft den Zerstreuungen der großen Welt, den Annehmlichkeiten einer standesmäßigen Ehe, und den Liebkosungen eines liebenswürdigen Gemahls weichen würde. Dieses System ist im Allgemeinen ziemlich wahr; aber Herr von Arancey kannte seine Tochter noch nicht. Er führte sie auf ihr Zimmer, ließ sie Platz nehmen, und sagte ihr:

Ich habe gestern, Fräulein, nur obenhin von den wesentlichen Diensten gesprochen, die mir der Chevalier geleistet hat; aber ich habe ihn Ihnen als meinen besten Freund vorgestellt. Dieser Titel setzt bei mir ein unbeschränktes Vertrauen voraus, und ich habe mich mit ihm über die Mittel berathschlagt, unser Vermögen wieder herzustellen.

Wir haben beide Ihrem Interesse, so wie dem meinigen, am zuträglichsten gefunden, mein Landgut Berry wieder an mich zu bringen, und zu dem Ende muß dieses Gut verkauft werden. — Es gehört Ihnen, verfügen Sie darüber, mein Vater. — Diese Antwort setzt mich nicht in Verwunderung; ich erwartete sie, meine Tochter! Aber es gibt noch eine andre Veranstaltung zu machen, an der das Glück meines Lebens hängt, und bei der ich Sie weniger geneigt vermuthe, meinen Wünschen zu entsprechen. — Mein Vater liebt mich. . . . — Sehr, Fräulein! — Er

verursacht mir also nicht einen neuen Kummer. — Ich glaube nicht, Fräulein, daß Sie einen darüber empfinden dürfen. — Sie glauben es nicht, mein Vater! — Das Vergnügen, mich wieder zu sehen, könnte ihn wenigstens nicht laut werden lassen. — Vater! ich schweige.

Das Gefühl der väterlichen Gewalt, allzugrose Neigung, sie anzuwenden, und selbst die Furcht vor dieser Gewalt, führten unvermerkt Strenge auf der einen, und Widerstand von der andern Seite herbei. Wir werden in Zukunft zwischen Vater und Tochter nur das Verhältniß, das der Wohlstand mit sich bringt, und die Schwäche auf ihrer Huth gegen die Stärke sehen.

Ich weiß, Fräulein, versetzte der Marquis, wie leicht Sie in die Absichten des Herrn Botte eingegangen sind, und ich mache Ihnen keine Vorwürfe darüber. — Ich verdiene deshalb keine, mein Vater. — Ich will es Ihnen verzeihen, aber ich darf von Ihnen einen Gehorsam erwarten, zu dem meine Erfahrung mich berechtigt, und der allein mich Ihre Fehler vergessen machen kann. Sie sind in dem Alter, da man sie versorgen muß. . . . — Sie machen mich zittern, mein Vater! . . . . Hier warf sie sich zu seinen Füssen.

Der Marquis hob sie auf, und fuhr fort:

Der Chevalier hat alles, was gefallen kann; er hat Eigenschaften, welche Hochachtung abzwingen, seine Familie ist von gutem Adel, er liebt Sie, er paßt für Sie in allen Hinsichten, und i h n bestimme ich Ihnen zum Gemahl. — Ach, mein Vater... mein Vater... haben Sie Mitleiden mit Ihrer Tochter. — Fräulein, ich weiß alles, was Sie sagen wollen, und hier ist meine Antwort. Mit Hülfe Ihrer Grundsätze wird man Meister über sein Herz; mit Hülfe Ihrer Vernunft entsagt man Chimären. Ich biete Ihnen ein reelles Glück an, das man niemals bei Misheirathen findet, und ich liebe Sie so sehr, daß ich keine Rücksicht auf eine Abneigung nehmen kann, die mich beleidigt, weil sie grundlos ist.

„Ich bitte Sie ausdrücklich, merken Sie sich das wohl, dem Chevalier nichts von der Neigung zu sagen, die Ihnen ein gewisser Herr Montemar eingeflößt hat. Sie haben auf meinen Freund einen tiefen Eindruck gemacht, und in der Regel sind k a l t e Herzen allein großmüthig. Ueberdis, wenn Sie auch den Chevalier von sich entfernten, so würden Sie dadurch der Familie Botte sich nicht nähern. Geben Sie jede Hoffnung in dieser Rücksicht auf. Denken Sie über das nach, was Sie eben gehört haben. Denken Sie an

das, was ich gelitten habe, was von Egligny für mich gethan hat, und morgen will ich Ihre Antwort holen."

Wenn ein so lebhafter und so unerwarteter Angrif ganz geeignet war, Sophie in Erstaunen und Bestürzung zu setzen, so rechtfertigte auch die Art desselben den Wunsch, sich zu vertheidigen. Wie unglücklich sind die Väter, die nur zu befehlen wissen, und es unter ihrer Würde halten, um die Freundschaft ihrer Kinder sich zu bemühen. Sophie dachte nicht mehr an die Gefühle, die sie dem Marquis schuldig war; sie berechnete nur die Rücksichten, die ihr der Wohlstand vorschrieb. „Ich werde, sagte sie bei sich selbst, nicht gegen seinen Willen meine Hand vergeben, und das ist die äusserste Grenze, die die Natur meinem Gehorsam vorgesteckt hat. Aber ihm mein Leben zum Opfer zu bringen, täglich aus Abneigung und Eckel gegen die Verbindung mit einem andern den Tod zu leiden! kann das ein Vater fordern? Meine Antwort ist fertig. Sie wollen es, Vater, ich entsage dem Glück, aber einen andern . . . einen andern . . . niemals!"

Man hat nicht immer den Muth, zu sprechen, wie man denkt. Sophie fürchtete, daß die kalte und strenge Miene des Marquis und sein harter Ton sie so schüch-

tern machen würde, daß sie nicht sprechen könne; sie setzte sich an ihren Schreibtisch.

Sie schrieb sehr ehrfurchtsvoll, aber mit eben der Bestimmtheit, mit der ihr Vater gesprochen hatte. Sie ließ keinen Zweifel über ihre Denkungsart übrig, und versicherte hoch und theuer, daß sie unwiederruflich entschlossen seye.

Wie sollte sie diesen Brief übergeben? Sollte sie sich der ersten Hitze ihres Vaters aussetzen? Sie gieng zu dem Pfarrer. Dieser, dachte sie, muß noch Gefühl für meine Leiden haben.

Er hatte immer nach Grundsätzen gehandelt, er hatte heftige Leidenschaften gehabt, aber er hatte sie bekämpft, und er wußte, was es kostet, streng tugendhaft zu seyn. Die Opfer, die es ihn gekostet hatte, machten ihn zur Nachsicht geneigt, aber er fühlte, daß Misverhältniß und Feindschaft sich zwischen zwei Wesen lagern würden, die bestimmt waren, sich zu lieben. Er hofte nichts von der Unbeugsamkeit des Marquis; er hofte alles von der gefühlvollen Sophie; er grif ihr Herz an . . . Karl hatte es ganz eingenommen. Er wollte ihre Vernunft überreden, sie antwortete ihm: es sey Treulosigkeit und Niederträchtigkeit, seinem Gatten Liebe zu schwören, während man die heftigste Liebe für einen andern fühle. „Sie fordern es, Fräu-

lein, ich werde den Brief übergeben, aber wie viel Kummer bereiten Sie sich." — Ich weiß es, mein Herr, aber mein Vater will es; das Loos ist geworfen.

Der Pfarrer begibt sich zu Herrn von Arancey. So wie er wahr gegen Sophie war, so auch gegen ihren Vater. Er stellte ihm vor, wie gefährlich es sey, ohne Schonung, ohne Aufschub das härteste aller Opfer anzubefehlen, und ein von Natur gutes und gefühlvolles Herz und einen Verstand zu reitzen, der vollkommen geschickt sey, die wahren Rechte eines Vaters von dem Misbrauch seiner Gewalt zu unterscheiden. Ich sehe, sagte der Marquis, was meine Tochter sich vorsetzt. Sie will ungehorsam seyn, und sucht einen Beistand gegen mich. — Sie hat mir ihre Leiden anvertraut, ich mußte Mitleiden darüber fühlen, und mich führt blos die Hofnung hieher, diese Leiden zu mildern. — Ich kenne Ihre guten Eigenschaften, Herr Pfarrer, ich schätze Sie, aber ich sehe nicht gern, daß man sich zum Schiedsrichter zwischen meiner Tochter und mir aufwirft. — Sie heissen mich schweigen; nehmen Sie diesen Brief, meine Sendung ist vollzogen, ich gehe. — Einen Augenblick, Herr Pfarrer!"

Der Marquis las, und gab kein Zeichen des Zorns. Der Pfarrer glaubte, daß die Lage seiner Tochter ihn rührte, und daß der Augenblick gekommen sey, endlich

der Vernunft den Sieg über die Vorurtheile zu verschaffen. Er sprach von neuem, und sehr gut. Ohne ihm zu antworten, sogar ohne ihn zu hören, schrieb der Marquis folgendes Billet, und gab es ihm offen:

„Bei den Gesinnungen, die wir beide haben, Fräulein, würden wir uns doch nur mit Verlegenheit und Misfallen sehen. Ich werde für mich in meinem Zimmer decken lassen, wenn Sie es nicht für besser halten, in Ihrem Zimmer zu speisen. Ich werde meine Tochter wieder sehen, wenn sie es verdienen wird."

So bin ich also gefangen! rief Sophie aus, als sie das Billet las. Ach, wenigstens werde ich an ihn denken können, immer an ihn, an nichts, als an ihn.

Edmund war abgereist. Sie hatte ihn von ihrem Fenster aus in sein von Weiden geflochtenes Wägelchen steigen gesehen. Er wird morgen wieder kommen, dachte sie. Aber wie soll ich erfahren . . . wird der Pfarrer wollen? o nein, nein, solche Vorschläge macht man einem ehrwürdigen Mann nicht. . . . O mein Gott, mein Gott! wer wird mir denn Nachrichten von dem Geliebten bringen? . . . Hm! . . . die dicke Fanchon, die Haushälterin des Pfarrers. Sie war hübsch, sie hat gefallen, sie hat ohne Zweifel geliebt, sie wird mitleidig seyn. Sie wird auf den Meierhof gehen, und dazu hat sie tausend Vorwände! dort ist alles im Ueberfluß, im Schloß ist nichts, man muß frühstücken, zu Mittag essen, zu Abend essen. . . . Ja, ja, Fanchon kann dreimal des Tags in den Meierhof gehen!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pigault-Lebrun, 1753-1835

Herr Botte ein komischer Roman aus dem Französischen

Bd.: 3

Tübingen (1807)

P.o.gall. 1683-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10095981-8